

Zeitschrift für die Fächer Latein und
Griechisch an Schulen und Universitäten

FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

2/2007

Andreas Fritsch	„Latein ist tot, es lebe Latein!“	87
P. Lohe / B. Gieseler	Zum Tod von Kurt Selle	88
Gesine Manuwald	Eine Niederlage rhetorisch zum Erfolg machen: Ciceros Sechste Philippische Rede als paradigmatische Lektüre	90
Winfried Schindler	Die Komödie der Liebe: Properz IV 8	98
Bernd Kietzig	Religion oder Ethik? (Teil II)	119
Bernhard Kytzler	Interview mit Cicero (Teil VII)	131
	Zeitschriftenschau	132
	Besprechungen	136
	Varia	149
	Adressen der Landesvorsitzenden	157



Nachschlagen und Trainieren

Das besonders übersichtlich strukturierte Latein-Wörterbuch

- Über 50.000 Stichwörter und Wendungen
- Wortschatz aller relevanten Schriftsteller, die im Unterricht gelesen werden
- Deutsche Übersetzungen zu allen lateinischen Anwendungsbeispielen
- Alle Hauptstichwörter in Blau
- Blau hervorgehobene Inhaltsübersichten
- Rund 100 Seiten hilfreiche Extras

Langenscheidt
Großes Schulwörterbuch Lateinisch-Deutsch
1.415 Seiten
ISBN 978-3-468-07204-8, € 21,90

Infos & mehr

www.langenscheidt.de

Zum Nachschlagen auf dem PC:

Langenscheidt
e-Wörterbuch Lateinisch-Deutsch
ISBN 978-3-468-90863-7, € 34,90*

Zum Üben:

„Vademecum – Gradus ad Perfectionem“
Arbeitsheft zum Großen Schulwörterbuch
Lateinisch-Deutsch
ISBN 978-3-999-99120-7
kostenlos

*) unverb. Preisempfehlung

Langenscheidt Verlag
Postfach 40 11 20 · 80711 München
kundenservice@langenscheidt.de



Langenscheidt
...weil Sprachen verbinden

„Latein ist tot, es lebe Latein!“

Unter diesem Titel ist im Frühjahr 2007 ein Buch erschienen, das sicher viele unserer Leserinnen und Leser schon längst kennen und besitzen und das vielleicht gar keiner Empfehlung mehr bedarf. Es wurde kürzlich beim Berliner Schülerwettbewerb „Lebendige Antike“ gleich mehrfach als Preis vergeben. Wer es noch nicht kennt, sollte es sich alsbald besorgen; es lohnt sich – nicht nur als Ferienlektüre! Autor ist WILFRIED STROH, der langjährige Münchener Ordinarius für Klassische Philologie, allgemein als CICERO- und OVID-Experte (Rhetorik und Erotik) bekannt, aber eben auch als unermüdlicher Protagonist eines wirklich lebendigen Lateins. Der Untertitel lautet

„Kleine Geschichte einer großen Sprache“. Es handelt sich um ein Buch, das in einzigartiger Weise wissenschaftliche Solidität mit Begeisterung für die vom Autor „heiß geliebte Sprache“ verbindet, eine Fundgrube für jeden, der Latein nicht nur aus beruflicher Verpflichtung unterrichtet, sondern weil er Freude an dieser Sprache hat und vom unverwüstlichen, immer wieder neuen Kultur-, Bildungs- und Lebenswert lateinischer Sprache und Literatur aus eigenem Erleben überzeugt ist. (Erschienen im List-Verlag, 415 Seiten, 18,- EUR, ISBN 978-3-471-78829-5)

ANDREAS FRITSCH

Impressum

ISSN 1432-7511

50. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.forum-classicum.de>

Herausgeber: Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>
Univ.-Prof. Dr. Stefan Kipf, Murtener Str. 5 E, 12205 Berlin; stefan.kipf@staff.hu-berlin.de

Schriftleitung: Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin,
Didaktik der Alten Sprachen, Ehrenbergstr. 35, 14195 Berlin; E-Mail: classics@zedat.fu-berlin.de

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:
OStR Michael Hotz, Riederer Str. 36, 85614 Kirchseeon
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:
OStR Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen
4. Zeitschriftenschau:
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin;
StR Martin Schmalisch, Seehofstr. 56a, 14167 Berlin

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 15,-; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 4,50 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

C. C. Buchners Verlag, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: mail@ruediger-hobohm.de

Anzeigenverwaltung: OStR'in Christina Martinet, Wiesbadener Straße 37, 76185 Karlsruhe, Tel. (0721) 783 65 53,
E-Mail: CMartinet@t-online.de

Herstellung: BÖGL DRUCK GmbH, Am Schulfang 8, 84172 Buch a. Erlbach.

Zum Tod von Kurt Selle

Am 27. Mai 2007 verstarb KURT SELLE, von 1989 bis 1993 Bundesvorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes (DAV), im Alter von 75 Jahren. Weit über 20 Jahre lang hat er die „Große Schule“ in Wolfenbüttel geleitet, ein Gymnasium, das im Mai 2007 auf 464 Jahre des Bestehens zurückblicken konnte. Vormalig ein rein humanistisches Gymnasium ist es seit 1948 mathematisch-naturwissenschaftlich geprägt mit einem altsprachlichen Zweig. Kurt Selle starb nach langer, schwerer, geduldig ertragener Krankheit, die ihn zuletzt an den Rollstuhl fesselte, friedlich zu Hause in der pflegenden Obhut seiner Frau. Die Ataraxie, die ihn im Leben immer auszeichnete, verließ ihn auch in dieser Phase nicht, und in seiner Frau URSULA hatte er eine exzellente Dolmetscherin seiner Gedanken. – Auf der Trauerfeier am 4. Juni in Braunschweig sprachen Herr Dr. PETER LOHE, Berlin, Ehrenmitglied des Bundesvorstandes des DAV, und Herr BURGHARD GIESELER, der Vorsitzende des Niedersächsischen Altphilologenverbandes. Mit der Veröffentlichung dieser beiden Ansprachen ehrt der Deutsche Altphilologenverband das Andenken seines ehemaligen Vorsitzenden.

Ansprache von Dr. PETER LOHE, Berlin

Als Vertreter des Bundesvorstandes des Deutschen Altphilologenverbandes nehme ich an dieser Feierstunde zum Tode von KURT SELLE, unserem Ehrenmitglied, teil, um mit großer Dankbarkeit und herzlicher innerer Anteilnahme ihm das letzte Geleit zu geben.

Vier Jahre lang, von 1989 bis 1993, durfte ich ihn, den Bundesvorsitzenden von damals 6000 Mitgliedern, als stellvertretende Kraft unterstützen; und wenn ich sage „durfte“, so ist das keine leere Höflichkeitsformel, wie man sie häufig hört, sondern Ausdruck der Freude, die sich in der Zusammenarbeit mit ihm ergab.

Neben seinen unumstrittenen und vielfach bewiesenen Fähigkeiten zur Führung und Leitung, die er mit großer Verantwortung und Besonnenheit wahrnahm, war er ein anregender Teamarbeiter, wie er in der heutigen Zeit immer mehr geschätzt wird und dem es gefiel, sich auf selbständige Mitarbeiter zu verlassen. Doch dank seines Weitblicks, seines besonnenen Urteils, seines

mutigen Engagements, seiner Standhaftigkeit und seines Durchsetzungsvermögens, auch seines Geschicks im Umgang mit den Menschen blieb er immer unangefochten der erste Handelnde.

Als er im Februar 1989 von der Versammlung der (damals noch) elf Landesvertretungen zum Vorsitzenden gewählt wurde und er die Vorbereitung des (alle zwei Jahre stattfindenden) Bundeskongresses 1990 in Hamburg übernahm, konnte noch niemand ahnen, welche Aufgabe in seine Amtszeit fiel. Denn mit der Wiedervereinigung Deutschlands galt es, die damals noch versprengten Reste altphilologischer Tätigkeit an Schule und Universität zu sammeln. Die erste Losung, die Kurt Selle damals an seine Mitarbeiter ausgab, war: alle Kolleginnen und Kollegen, von denen man Kenntnis bekam, kostenfrei nach Hamburg einzuladen. Dieser Schritt und die Beratung waren so erfolgreich, dass am Ende des Jahres 1990 alle neuen Bundesländer eine eigenständige Landesvertretung besaßen. Zur Unterstützung und um für die Fächer Flagge zu zeigen, berief Kurt Selle die Versammlung der Landes-Vertretungen für 1991 – nicht wie üblich nach Fulda – sondern ans Robertinum nach Halle ein. Dass der nächste Bundeskongress schließlich 1992 in Berlin stattfand und mit rund 700 Teilnehmern einer der bis dahin größten war, ergab sich für ihn als die logische Folge konsequenten Handelns.

Noch heute in der Erinnerung wird die Weitsicht und die Dynamik seines Wirkens spürbar. Doch alle, die mit ihm näher zu tun hatten, erfuhren und schätzten seine ruhige, abwägende, solide-freundliche und uneitle Art. So wird jeder verstehen, wenn ich sage, dass ich heute nicht nur von einem engagierten Lehrer und Kollegen, einem liebenswerten Menschen, sondern von einem wertvollen Freund Abschied nehme.

Ansprache von Burghard Gieseler, dem Vorsitzenden des Niedersächsischen Altphilologenverbandes

Liebe Frau Selle,

liebe Familie Selle, liebe Familie Becker!

Wir Altphilologen in Niedersachsen und in ganz Deutschland trauern mit Ihnen – wir trauern um unseren ehemaligen Vorsitzenden Kurt Selle.

Der Niedersächsische Altphilologenverband verneigt sich in Dankbarkeit vor dem Verstorbenen, dessen ganze Liebe bis zuletzt – dies zeigt in beeindruckender Weise der Spendenaufruf in der Traueranzeige – den Alten Sprachen und damit schließlich dem Wohl und der Bildung junger Menschen galt.

Oberstudiendirektor Kurt Selle leitete den Niedersächsischen Altphilologenverband von 1981-1986. In dieser Funktion begründete er den landesweiten Schülerwettbewerb ‚*Rerum Antiquarum Certamen*‘, der für alle Landesverbände des Deutschen Altphilologenverbandes beispielgebend wurde. Es hat, liebe Frau Selle, Ihren Mann gewiss gefreut zu hören, dass „sein“ Schülerwettbewerb im vergangenen Jahr gewissermaßen an den Ort seiner Entstehung zurückgekehrt ist – nämlich nach Wolfenbüttel. Der abschließende Festakt fand in der wunderschönen Augusteerhalle der Herzog-August-Bibliothek statt und wurde von dem Orchester der Großen Schule – „seines“ Gymnasiums – musikalisch auf höchstem Niveau umrahmt.

Von 1989-1993 war Herr Selle Bundesvorsitzender des Deutschen Altphilologenverbandes – von 1989-1993! Dies war die Zeit des Mauerfalls und der Wiedervereinigung Deutschlands. Nach dem Fall der Mauer hat Herr Selle umgehend erste Kontakte zu Altphilologen in der damaligen DDR geknüpft, die dann bereits im Frühjahr 1990 an dem glanzvollen Bundeskongress in Hamburg teilnehmen konnten. Die Vertreterversammlung des DAV verlegte er 1991 von Fulda nach Halle und den Bundeskongress 1992 – den ersten nach der Wiedervereinigung – führte er selbstverständlich in Berlin durch. Unvergessen bleibt die Eröffnungsveranstaltung auf den Stufen des Pergamon-Altars.

Nach seiner Pensionierung verblieb Kurt Selle nur eine relativ kurze Zeit, in der sein Leben noch nicht den krankheitsbedingten Einschränkungen unterlag. In dieser Phase verfasste er nach umfangreichen Recherchen die „Geschichte des Niedersächsischen Altphilologenverbandes“. Mit dieser aufopferungsvollen Arbeit, die für die Identität unseres Verbandes von unschätzbarem Wert ist, hat sich Kurt Selle abermals um die Alten Sprachen in Niedersachsen verdient gemacht.

Es gehört auf Bundesebene zu den bleibenden Verdiensten des Verstorbenen, dass sich unter seiner Amtszeit als Vorsitzender der Aufbau der Landesverbände in den neuen Bundesländern vollzog.

Sein unermüdliches und zielstrebiges Eintreten für die Alten Sprachen hat mit dazu beigetragen, die Fächer Latein und Griechisch im Fächerkanon des wiedervereinigten Deutschlands fest zu verankern. Kurt Selle hat sich um die Bildung in unserem Vaterland verdient gemacht.

Liebe Frau Selle, bitte erlauben Sie mir noch ein paar persönliche Worte. Ich lernte Ihren Mann kennen, als ich mich in einer 5-Minuten-Pause Anfang Mai 1989 bei dem Leiter der Großen Schule als Referendar vorstellen musste. Diese erste Begegnung war, wie gesagt, recht kurz. Ich kann mich aber noch sehr genau daran erinnern, welchen großen Eindruck Ihr Mann damals auf mich gemacht hat.

In den folgenden zwei Jahren habe ich Herrn Selle immer mehr kennen und schätzen gelernt. Seine Bildung, seine Tatkraft, sein Humor und seine menschliche Wärme zogen mich in seinen Bann. Wie von jeder in sich ruhenden Persönlichkeit ging von ihm eine große Anziehungskraft aus. Ich schätze mich glücklich, Kurt Selle gekannt zu haben.

Eine Niederlage rhetorisch zum Erfolg machen:

Ciceros Sechste Philippische Rede als paradigmatische Lektüre

Vor zwei Jahren war ein Doppelheft des *ALTSPRACHLICHEN UNTERRICHTS* dem Thema ‚Rhetorik (er)kennen und praktizieren‘ gewidmet (AU 48,2+3, 2005); und die darin vereinigten Beiträge machen deutlich, welchen Stellenwert die antike Rhetorik für den heutigen Schulunterricht haben kann. Im Sinne des Titels lag dabei ein Schwerpunkt auf der Überzeitlichkeit rhetorischer Phänomene vor dem Hintergrund der Rhetoriktheorie und damit auf der aktuellen Relevanz der Beschäftigung mit antiker Rhetorik.¹ Und es wurde Wert gelegt auf eine produktionsorientierte Behandlung von Rhetorik, d. h. auf die praktische Anwendbarkeit des Gelernten für die Schülerinnen und Schüler zur Bewusstmachung und Verbesserung der eigenen Vortragstechnik, indem dazu angeregt wird, die Elemente des Vortrags einer antiken Rede zu erkennen und bei eigenen Reden zu imitieren.²

Bei diesen Ansätzen, die als Ergebnis der Entwicklung der letzten Jahrzehnte erscheinen,³ tritt jedoch ein wenig in den Hintergrund, dass sich bei der Lektüre von Redetexten Gegenwartsrelevanz und praktische Anwendbarkeit nicht nur dadurch ergeben, dass die beobachteten Rede- und Vortragstechniken analysiert und selbst nutzbar gemacht werden können. Vielmehr bieten rhetorisch auf ein bestimmtes Redeziel angelegte Texte eine in besonderer Weise geeignete Basis, um sich mit einem grundsätzlicheren Problem des Textverständnisses zu befassen, insofern es gilt, die rhetorisch suggestiv gestaltete Textoberfläche als Element der Leserlenkung zu erkennen: Durch eine genaue Betrachtung von Argumentationsstruktur und Darstellungsweise einer Rede im Vergleich zu den konkreten sachlichen Hintergründen lassen sich die Grundlage für die Überzeugungskraft eines Redners und dahinter dessen eigentliche Absicht ermitteln. Mit solchen Einsichten wird ein Beitrag dazu geleistet, Schülerinnen und Schüler dazu zu veranlassen, ein vordergründiges Textverständnis (nicht nur bei Reden) kritisch zu hinterfragen.

Als Beispiel für das Potenzial einer derartig ausgerichteten Lektüre soll hier CICEROS ‚Sechste Philippische Rede‘ eingehender besprochen werden.⁴ Denn sie eignet sich besonders gut für ein solches Lernziel, weil Ciceros rednerische Intention und die zugrundeliegenden Sachverhalte deutlich zu erkennen sind. So lässt sich klar herausarbeiten, welche Mittel Cicero als erfahrener Redner und Politiker gekonnt zur Anwendung bringt, um sich in Rom durchzusetzen. Mit einer ähnlichen Absicht ist unter dem Stichwort ‚Die Macht des Wortes in der Politik‘ die ‚Vierte Philippische Rede‘ in einer Schulausgabe herausgegeben worden.⁵ Die ‚Sechste Philippische Rede‘ lag, wie andere ‚Philippische Reden‘,⁶ ebenfalls in einer Schulausgabe vor; diese ist allerdings nicht mehr lieferbar.⁷

Die ‚Sechste Philippische Rede‘ ist zwar mit einem Umfang von 19 Paragraphen (ca. 6–8 Seiten lateinischer Text) leicht länger als die ‚Vierte Philippica‘, aber sie hat gegenüber dieser Rede den Vorzug, dass es um die Zuspitzung einer politischen Problematik geht, die in der Alternative zwischen sofortigem Krieg gegen den politischen Gegner oder Verhandlung mit ihm besteht, ein Problem, dessen Relevanz und Analogien zur Moderne unmittelbar zugänglich sind. Zum Zeitpunkt der ‚Sechsten Philippischen Rede‘ drohte Ciceros Strategie, mit MARCUS ANTONIUS nicht verhandeln zu wollen, sondern Senat und Volk dazu zu bringen, ihn als ‚Feind‘ durch Krieg zu vernichten, zu scheitern. Daher lässt sich aufschlussreich beobachten, mit welchem rhetorischen Einsatz diese Politik und Ciceros Position plausibel gemacht werden sollen.⁸ Die raffinierte Komposition dieser Rede ist auch in der fachwissenschaftlichen Forschung bisher wenig beachtet worden: Es gibt dazu – abgesehen von Gesamtdarstellungen zu den Philippischen Reden – kaum spezielle Arbeiten. Erst jetzt wird sie in ihrer Bedeutung als Element von Ciceros Strategie gegen Marcus Antonius und als Beispiel der gegenüber der Volksversammlung eingesetzten Rhetorik gewürdigt.⁹

Die Lektüre einer der ‚Philippischen Reden‘, die Cicero im Kampf gegen Marcus Antonius in dem Zeitraum von September 44 bis April 43 v. Chr. verfasst hat, bedeutet zugleich eine anschauliche Einführung in die ereignisreiche Periode am Ende der römischen Republik, die für die Geschichte sowohl Roms als auch Europas von großer Bedeutung ist. Eine Einbeziehung historischer und politischer Fragestellungen wird dadurch möglich. Außerdem bietet die Übersetzung von MANFRED FUHRMANN mit ihren Einführungen und knappen Sacherklärungen eine hervorragende Hilfestellung, um einen Überblick über die *Philippicae* zu gewinnen.¹⁰

Die möglichen Ergebnisse einer Analyse der Argumentationsstruktur Ciceros und seiner Selbstdarstellung (am Beispiel einer genaueren Betrachtung des Anfangs und des Schlusses der ‚Sechsten Philippischen Rede‘) sowie einige notwendige Vorinformationen sollen im Folgenden skizziert werden, um die Fruchtbarkeit der vorgeschlagenen Betrachtungsweise aufzuzeigen, ohne sie bereits konkret in ein didaktisches Konzept einzubinden.

Das überlieferte *Corpus* der ‚Philippischen Reden‘ besteht bekanntlich aus vierzehn Reden, mit denen Cicero die *res publica* gegen Marcus Antonius, den amtierenden Konsul des Jahres 44 v. Chr., und dessen politische Handlungsweise verteidigen wollte.¹¹ Die Bezeichnung *Philippicae* für diese Reden geht, wie man aus seinen Briefen weiß, auf Cicero selbst zurück und ist eine Analogiebildung zur Benennung der Reden des DEMOSTHENES gegen König PHILIPP von Makedonien. Von Ciceros vierzehn Reden wurden elf vor dem Senat und zwei vor der Volksversammlung (Phil. 4 u. 6) gehalten, und eine (Phil. 2) gibt sich als Rede vor dem Senat, ist aber nie gehalten worden, sondern kursierte lediglich als Flugschrift. Jedenfalls von der Dritten Philippischen Rede an (20. Dezember 44 v. Chr.) setzte sich Cicero für eine umfassende Koalition gegen Marcus Antonius ein und sprach sich dafür aus, ihn wie einen Staatsfeind mit sofortigem Krieg zu vernichten, um die römische Republik und die Freiheit des römischen Volks zu erhalten. Die Reihe der Reden endet an dem Tag (21. April 43 v. Chr.), an dem Antonius in der Schlacht von

Mutina (Modena) besiegt wurde; bald danach wurde er zum Staatsfeind erklärt.

Aus anderen Quellen, besonders aus Ciceros Briefen, geht hervor, dass Cicero mehr Reden gegen Antonius gehalten hat als die, die im *Corpus* versammelt vorliegen. Es lässt sich daher wahrscheinlich machen, dass die Auswahl der im *Corpus* vereinigten Reden im Prinzip auf Ciceros Vorstellungen beruht. In ihrer Abfolge vermitteln sie ein geschlossenes Bild von dem konsequent erfolgreichen Vorgehen Ciceros im Senat und vor dem Volk und demonstrieren Ciceros jeweils ‚richtige‘ Reaktionen in dem fortlaufenden politischen Prozess. Nachrichten zu den nicht erhaltenen Reden erlauben den Schluss, dass es in diesen im Prinzip um Sachverhalte und Konflikte ging, die überzeugender in anderen, im *Corpus* enthaltenen Reden dargestellt sind, oder dass Cicero sich mit der in ihnen vorgetragenen Argumentation nicht durchsetzen konnte. Die vorliegende Auswahl ist daher das deutlichste Indiz für die Absicht, mit der Redensammlung einen bestimmten Eindruck von Ciceros politischem Einfluss und Erfolg zu vermitteln.

Aber es gab ein dieser Zielsetzung entgegengesetztes Faktum, das Cicero nicht unterdrücken konnte: die vom Senat beschlossene Verhandlungsgesandtschaft an Antonius, der mit seinen Legionen DECIMUS IUNIUS BRUTUS in Mutina belagerte. In der ersten Senatssitzung des Jahres 43 v. Chr., in den ersten Januartagen, versuchten Senatoren, die Antonius unterstützten, die Maßnahmen gegen Antonius zu blockieren oder aufzuhalten, die Cicero im Dezember des vergangenen Jahres mit der ‚Dritten Philippischen Rede‘ initiiert hatte (Annullierung der von Antonius am 28. November 44 v. Chr. veranlassten Provinzverteilung, Vorsehen von Ehrenbeschlüssen für private Initiatoren des Widerstandes gegen Antonius, vor allem für OKTAVIAN und DECIMUS IUNIUS BRUTUS). Diese Senatoren schlugen vor, eine Gesandtschaft aus Vertretern des Senats an Antonius zu schicken und mit ihm zu verhandeln; Krieg solle nur geführt werden, wenn Antonius die geforderten Bedingungen nicht erfülle. Cicero sprach sich in der viertägigen Senatsdebatte vehement dagegen aus; das zeigt die ‚Fünfte Philippische Rede‘, die publizierte Fassung seiner

Äußerungen am 1. Januar 43 v. Chr. Cicero gelang es jedoch nicht, den Senat zu überzeugen, und schließlich wurde die Entsendung einer Gesandtschaft beschlossen.

Diese Entwicklung war ein wesentlicher Rückschlag für Cicero, weil sie den Senat für die unmittelbare Zukunft auf eine gemäßigtere und umgänglichere Politik gegenüber Antonius verpflichtete. Daher sah Cicero sich veranlasst, die neue Situation in seine Strategie zu integrieren, und er konnte sie auch in den Reden, die im *Corpus* erscheinen, nicht ignorieren. Eine weitere Senatsrede innerhalb dieser Debatte jedoch, gehalten am 4. Januar, in der Cicero wahrscheinlich einen letzten und wiederum vergeblichen Versuch machte, die Gesandtschaft zu verhindern, ist nicht im *Corpus* enthalten. Stattdessen findet sich dort als ‚Sechste Philippische Rede‘ eine andere Rede, die ebenfalls am 4. Januar gehalten wurde. Dabei handelt es sich um eine Rede vor einer von dem Volkstribunen PUBLIUS APPULEIUS einberufenen Volksversammlung, der Cicero das Ergebnis der Beratungen im Senat mitteilte.

Schon diese Konstellation weist darauf hin, dass die ‚Sechste Philippische Rede‘ nicht, wie man in der Forschung auch gemeint hat,¹² eine unwichtige Volksrede ist, die Teile der ‚Fünften Philippischen Rede‘ wiederhole; vielmehr ist sie, wie eine genauere Betrachtung zeigen kann, ein Paradebeispiel dafür, wie Cicero mit seinem Bericht seine reale Niederlage rhetorisch zu einem Erfolg für sich macht. Denn eine Rede vor einem anderen Publikum gibt ihm Gelegenheit, das Resultat der Beratungen im Senat und seinen eigenen Anteil daran so zu präsentieren, wie er es gesehen haben will. Das bedeutet, die formal innerhalb des politischen Kommunikationssystems als ‚objektive‘ Information für die Volksversammlung fungierende Rede Ciceros vermittelt den damaligen Zuhörern (und den Lesern des *Corpus* der Reden) den Senatsbeschluss und dessen Genese in seiner Interpretation und macht ihn so zu einem Teil der eigenen Strategie, womit eine Fortsetzung seiner Politik möglich wird.

Die Absicht, dem Publikum die eigene Sichtweise nahe zu bringen, ist in der gesamten Rede offensichtlich; besonders deutlich wird sie

am Anfang und am Schluss, aufgrund des von Cicero für die Rede gewählten Aufbaus: Bevor er der Volksversammlung am Ende einer längeren Einleitung den Senatsbeschluss überhaupt mitteilt (Phil. 6,3), kommentiert er zunächst dessen Qualität und ordnet ihn in das politische Kräftespektrum ein. Auf diese Weise kann Cicero das Publikum so konditionieren, dass es zur ‚richtigen‘ Beurteilung des Beschlusses kommt. Cicero beginnt seine Rede entsprechend (Phil. 6,1):

audita vobis esse arbitror, Quirites, quae sint acta in senatu, quae fuerit cuiusque sententia. res enim ex Kalendis Ianuariis agitata paulo ante confecta est, minus quidem illa severe quam decuit, non tamen omnino dissolute. mora est adlata bello, non causa sublata.

Ihr habt wohl schon gehört, Quiriten, was im Senat verhandelt worden ist und welche Meinung ein jeder vertreten hat. Gerade eben ist also eine Sache entschieden worden, die seit dem 1. Januar auf der Tagesordnung stand – zwar weniger durchgreifend, als angemessen gewesen wäre, doch immerhin nicht völlig kraftlos. Aufgeschoben hat man den Krieg, die Ursache hat man nicht beseitigt [Übers.: M. FUHRMANN].

Cicero lässt keinen Zweifel daran, dass der Senatsbeschluss nicht das ist, was er eigentlich beabsichtigte, aber erstaunlicherweise setzt er vor dem Volk seine im Senat gezeigte Oppositionshaltung (die er lediglich andeutet) nicht fort, sondern bringt seine bedingte Akzeptanz des Senatsbeschlusses zum Ausdruck. Eine vollkommene Zustimmung an dieser Stelle hätte ihn angesichts seiner bisher vertretenen Position sicherlich unglaubwürdig gemacht, andererseits hätte eine weiterhin vollkommene Ablehnung eines mittlerweile beschlossenen Sachverhalts seine Niederlage offen gelegt und ihm den Spielraum für zukünftiges politisches Handeln genommen.

Zu der Strategie, sich selbst maßgeblich in die politischen Entwicklungen einzubringen, gehört auch Ciceros Anspruch, dass die Initiative zu diesem Senatsbeschluss letztlich auf ihn selbst zurückgehe. Denn er fährt in seiner Rede mit der

Erklärung fort, dass das Faktum, dass im Senat überhaupt über die Lage des Staatswesens diskutiert wurde, durch seine mit der ‚Dritten Philippischen Rede‘ geschaffenen Voraussetzungen für die derzeitige Politik veranlasst worden sei (*Phil.* 6,1–2). Tatsächlich waren in Ciceros Antrag für einen Senatsbeschluss am Ende dieser Rede (vgl. *Phil.* 3,37–39) einige Entscheidungen auf eine spätere Senatssitzung verwiesen worden; diese betrafen aber die Ehrungen für Antonius’ Gegner (die ebenfalls in den ersten Januartagen diskutiert wurden) und nicht die allgemeine Situation der *res publica*. Diesen ‚Unterschied‘ vernachlässigt Cicero hier im Interesse seines Argumentationsziels.

Außerdem ruft Cicero dem Publikum (und dem Leser) in Erinnerung, dass seine Politik, die er mit der ‚Dritten Philippischen Rede‘ begonnen habe, einstimmig vom Volk gebilligt worden sei, als er es davon informiert habe (*Phil.* 6,2). Damit spielt Cicero auf die ‚Vierte Philippica‘ an, die andere Volksrede im *Corpus* der Philippischen Reden. Dieser Verweis auf eine frühere Rede erlaubt Cicero die Behauptung, dass die Kriegspolitik, die er bei den Beratungen im Senat in den ersten Januartagen fortzusetzen gedachte, auf der Befürwortung des Volks bei der früheren Gelegenheit basiere und vom Volk unterstützt werde (*Phil.* 6,2). Cicero geriert sich geradezu als Beauftragter des Volkes, der im Sinne der gemeinsam getragenen Politik im Senat für sofortigen Krieg gegen Antonius und für Ausrufung des *tumultus* eingetreten sei. Damit wird suggeriert, dass Cicero nicht aus einer individuellen Motivation heraus gehandelt habe und sein Misserfolg im Senat die Position des ganzen Volks betreffe.

Der Intention, nach dem Beschluss des Senats nicht den Eindruck einer Isolierung aufkommen zu lassen, dient auch Ciceros Behauptung, dass während der Debatte im Senat drei Tage lang die Mehrheit auf seiner Seite gestanden habe. Nur am heutigen Tag sei der Senat aufgrund irgendeiner Friedenshoffnung weniger entschlossen gewesen (*Phil.* 6,3):

*itaque haec sententia, Quirites, sic per tri-
dium valuit ut, quamquam discessio facta
non esset, tamen praeter paucos omnes
mihi adsensuri viderentur. hodierno autem*

*die, spe nescio qua pacis obiecta, remissior
senatus fuit. nam plures eam sententiam
secuti sunt ut, quantum senatus auctoritas
vesterque consensus apud Antonium valitu-
rus esset, per legatos experiremur. intellego,
Quirites, a vobis hanc sententiam repudiari,
neque iniuria.*

Dies war denn auch drei Tage lang die vorherrschende Auffassung, Quiriten, so daß es, obwohl keine Abstimmung stattfand, danach aussah, als würde man mir, einige wenige ausgenommen, allgemein zustimmen. Doch am heutigen Tage war der Senat unter dem Eindruck ich weiß nicht welcher Friedenshoffnung mattherziger. Denn die Mehrheit schloß sich dem Vorschlag an, wir sollten durch Unterhändler in Erfahrung bringen, was das Ansehen des Senats und eure einhellige Meinung bei Antonius auszurichten vermöchte. Ich sehe, Quiriten, daß ihr diesen Vorschlag ablehnt, und nicht zu Unrecht [Übers.: M. FUHRMANN].

Nach Ciceros Darlegung sieht es so aus, als habe er auch im Senat die Meinungsführerschaft innegehabt und die mehrheitlich getragene Politik sei nur nicht beschlossen worden, weil der Senat plötzlich und unerklärlich seine Meinung änderte; der genaue Ablauf der Senatsdebatte bleibt im Unklaren. Damit suggeriert Cicero, dass der eigentliche Beschluss möglicherweise nicht die tatsächliche Ansicht der Senatoren wiedergibt und er selbst nicht wirklich unterlegen ist. Ciceros Bericht steht allerdings in Widerspruch zu Informationen bei antiken Geschichtsschreibern, wonach die Abstimmung über die Maßnahmen des Senats in Bezug auf Antonius aufgrund der Intervention eines Volkstribunen verschoben worden sei und in der Zwischenzeit Antonius’ Freunde und Verwandte aktiv geworden seien (vgl. APPIAN, *Bell. civ.* 3,50–51).

In seiner Rede gibt Cicero für den dann endlich in seinem sachlichen Gehalt referierten Senatsbeschluss (*Phil.* 6,3) jedenfalls keine Gründe oder im Senat vorgetragene Argumente an und nennt ihn auch nicht in dem vermutlichen Wortlaut und mit allen Details (vgl. z. B. *Phil.* 6,5–6; 7,26); vielmehr formuliert er den Beschluss so, dass das Ansehen des Senats und die einheitliche Meinung

des Volks gegen Antonius stehen. Darauf reagiert laut Cicero – angesichts der Festlegung auf frühere Positionen, vielleicht auch provoziert durch eine Geste oder Redepause – die ‚Stimme des Volks‘ erwartungsgemäß und lehnt den Senatsbeschluss ab. Die tatsächliche Volksmeinung ist nicht mehr zu ermitteln, zumindest im Text wird die Ablehnung jedoch als umfassend dargestellt und so eine Situation geschaffen, in der Cicero der von ihm insinuierten Beurteilung der Lage durch die Volksversammlung zustimmen kann. Mit dieser gerade in den Volksreden häufigen Methode, eine referierte Reaktion des Publikums in die Argumentation einzubeziehen, erreicht Cicero in der für ihn prekären politischen Situation, dass er mit der Verkündung des Senatsbeschlusses nicht ein Eingeständnis seiner Niederlage verbinden muss; im Gegenteil, Ciceros unnachgiebige Kriegspolitik erscheint überwältigend bestätigt.

Auf dieser Basis beginnt Cicero die politischen Effekte des Senatsbeschlusses näher zu analysieren: Er legt dar, dass Antonius aus verschiedenen Gründen die Forderungen des Senats niemals befolgen werde; nach den Bedingungen des Beschlusses sei aber die Konsequenz in diesem Fall Krieg; daher sei die Gesandtschaft gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung, wie Cicero der Volksversammlung explizit vor Augen führt (*Phil.* 6,4):

quamquam, Quirites, non est illa legatio, sed denuntiatio belli, nisi paruerit: ita enim est decretum ut si legati ad Hannibalem mitterentur.

Andererseits, Quiriten: das ist keine Gesandtschaft, sondern eine Kriegserklärung, wenn er sich nicht fügt; die Weisungen sind nämlich so gefasst, als würden die Unterhändler zu Hannibal geschickt [Übers.: M. FUHRMANN].

Indem Cicero ein negatives Ergebnis der Gesandtschaft voraussetzt und zeigt, dass der Senatsbeschluss einige Verzögerung bringen könne, aber im Prinzip mit seiner politischen Intention, Antonius den Krieg zu erklären, übereinstimme, spricht er ihr ihren eigentlichen politischen Sinn ab und übernimmt trotz seiner Niederlage die Handlungsführung: Er demonstriert die nicht beeinträchtigte Stoßrichtung und Erfolgsgewiss-

heit seiner Politik, indem er das Volk auffordert, Vorbereitungen für den Krieg zu treffen, der unvermeidlich kommen werde und die einzige Möglichkeit darstelle, Sklaverei zu vermeiden und Freiheit zu gewährleisten (vgl. *Phil.* 6,9; 6,19).

Der Mittelteil der Rede besteht im wesentlichen aus Polemik gegen Marcus Antonius, dessen Bruder LUCIUS und seine Gefolgsleute (*Phil.* 6,3–15), die nicht zuletzt dazu dient, die Verhandlungslösung wegen der Unwürdigkeit der Partner problematisch erscheinen zu lassen (vgl. *Phil.* 6,15). Dann verstärkt Cicero am Schluss der Rede noch einmal seine Bemühungen, die Niederlage im Senat in seine politische Taktik positiv zu integrieren (*Phil.* 6,15–19): Er kommt auf seine eigene Bewertung der Gesandtschaft zurück und erläutert, dass sie nicht nur den Grund für den Krieg bewahre, wie er bereits am Anfang der Rede behauptet hat, sondern sogar positive Aspekte mit sich bringe (*Phil.* 6,15–17):

ego autem vos hortor, Quirites, ut, etiam si melius aliud fuit, tamen legatorum reditum exspectetis animo aequo. celeritas detracta de causa est; boni tamen aliquid accessit ad causam. cum enim legati renuntiarint, quod certe renuntiabunt, non in vestra potestate, non in senatus esse Antonium, quis erit tam improbus civis qui illum civem habendum putet? nunc enim sunt pauci illi quidem, sed tamen plures quam re publica dignum est, qui ita loquantur: ‘ne legatos quidem exspectabimus?’ istam certe vocem simulationemque clementiae extorquebit istis res ipsa. quo etiam, ut confitear vobis, Quirites, minus hodierno die contendi, minus laboravi, ut mihi senatus adsentiens tumultum decerneret, saga sumi iuberet. malui viginti diebus post sententiam meam laudari ab omnibus quam a paucis hodie vituperari. quapropter, Quirites, exspectate legatorum reditum et paucorum dierum molestiam devorate. qui cum redierint, si pacem adferent, cupidum me, si bellum, providum iudicatote. an ego non provideam meis civibus, non dies noctesque de vestra libertate, de rei publicae salute cogitem?

Ich aber rate euch, Quiriten: wartet – auch wenn’s anders besser gewesen wäre – in

Ruhe die Rückkehr der Unterhändler ab. An Schnelligkeit hat unsere Sache verloren, doch zugleich hat sie auch einen Nutzen davon. Sobald nämlich die Unterhändler berichten, was sie mit Sicherheit berichten werden: Antonius sei nicht bereit, sich eurer Gewalt, sich der des Senats zu unterstellen – welcher Bürger wird dann noch skrupellos genug sein, ihn für einen Bürger zu halten? Jetzt nämlich gibt es noch manche – zwar wenige, jedoch mehr, als sich mit der Ehre unseres Staates verträgt –, die so reden: ‘Wollen wir nicht einmal die Unterhändler abwarten?’ Diese Ausflucht – mitsamt dem Blendwerk von Milde – wird der Lauf der Dinge den Leuten entwinden. Deswegen (um euch die Wahrheit zu sagen, Quiriten) habe ich mich am heutigen Tage weniger angestrengt, weniger darum bemüht, daß der Senat im Sinne meines Antrags Auf-ruhr ausruft und allgemeine Kampfbereitschaft anordnet: mir lag mehr daran, daß meine Auffassung in zwanzig Tagen von allen gebilligt, als daß sie jetzt von einigen wenigen abgelehnt wird. Wartet also die Rückkehr der Unterhändler ab, Quiriten, und schluckt den mißlichen Aufschub von ein paar Tagen. Wenn sie zurück sind: haltet mich, falls sie Frieden bringen, für übereifrig, falls Krieg, für vorausschauend. Oder sollte ich nicht um meiner Mitbürger willen vorausschauend sein, nicht Tag und Nacht an eure Freiheit, an das Wohl unseres Staates denken? [Übers.: M. FUHRMANN].

Aus diesen Worten Ciceros kann man schließen, dass es eine beträchtliche Zahl von Befürwortern einer Verhandlungslösung gab. Unter dem Postulat, dass diese sich nach einer Weigerung des Antonius, in Verhandlungen einzutreten, zu Ciceros Kriegspolitik bekennen werden, wertet Cicero das vorausgesetzte negative Ergebnis der Gesandtschaft von Vornherein als Bestätigung für sich. Die Entsendung der Gesandtschaft kann unter diesem Aspekt sogar zu einem von Cicero gewollten taktischen Instrument erklärt werden, die er, indem er sich am Tag der Abstimmung bewusst zurückgenommen habe, ermöglichte. Damit soll wohl angedeutet werden, dass es bei

verstärkter Bemühung Ciceros nicht zu diesem Senatsbeschluss gekommen wäre. Ciceros Behauptung steht allerdings in Widerspruch zu seinen Aussagen an anderer Stelle: In der ‚Fünften Philippischen Rede‘ beispielsweise spricht Cicero sich vehement gegen jede Verzögerung und gegen jeden Gedanken an eine Gesandtschaft aus (vgl. *Phil.* 5,30–31); und später, in der ‚Siebten Philippischen Rede‘, sagt Cicero wiederum, dass er niemals eine Gesandtschaft befürwortet habe (vgl. *Phil.* 7,1).

Außerdem kann man sich fragen, wie der am Anfang der ‚Sechsten Philippischen Rede‘ von Cicero als irrational benannte Sinneswandel des Senats (vgl. *Phil.* 6,3) mit der am Ende der Rede gegebenen strategischen Erklärung für das Ergebnis der Senatssitzung in Übereinstimmung zu bringen ist. Der sachliche Widerspruch bzw. die Akzentverschiebung gegenüber dem Anfang führt zu dem Effekt, dass am Schluss der Rede der Eindruck vermittelt wird, dass Cicero sich nicht etwa im Nachhinein mit der Entscheidung für eine Gesandtschaft abgefunden und das Beste daraus gemacht habe, sondern vielmehr im Voraus sie als eine vorteilhafte politische Entwicklung erkannt, seine Strategie bewusst entsprechend adaptiert und seine Niederlage gewissermaßen einkalkuliert habe. In der Konsequenz dieser Wendung in seiner Rede stellt Cicero seine früheren Leistungen dem Volk vor Augen und versichert sich dessen Solidarität (*Phil.* 6,17–19). Durchgängig spricht er als erfolgreicher Politiker und keineswegs wie einer, der im Senat einen Rückschlag erlitten hat.

Um das Bild abzurunden und das Verfahren in der ‚Sechsten Philippischen Rede‘ als nicht singulär zu erweisen, kann man auf andere Stellen in den *Philippicae* verweisen, wo ähnliche Methoden zu beobachten sind. Hier sei nur ein markantes Beispiel genannt: Die ‚Achte Philippische Rede‘, gehalten am 3. Februar 43 v. Chr. nach der Rückkehr der Gesandten, beginnt mit Ciceros Kritik an dem am Vortag gefassten Senatsbeschluss (vgl. *Phil.* 8,1–4). Auch diese Senatssitzung hatte zu einer Niederlage für Cicero geführt: Obwohl Antonius den Forderungen des Senats nicht gefolgt war, konnte dieser sich nicht dazu entschließen, den Kriegszustand (*bellum*) zu

erklären, wie Cicero vorschlug; stattdessen wurde der Zustand des *tumultus* beschlossen.

Mit einer problematischen, aber scheinbar logischen Argumentation beweist Cicero, dass *tumultus* sogar schlimmer sei als *bellum*, weil es *tumultus* nicht ohne *bellum* geben könne (nur umgekehrt). Damit ist die Schlussfolgerung, dass Ciceros Antrag der angemessene war, offensichtlich. Allerdings hatte Cicero in der ‚Fünften Philippischen Rede‘ selbst gefordert, dass der Zustand des *tumultus* beschlossen werden solle (vgl. *Phil.* 5,31), wie er der Volksversammlung in der ‚Sechsten Philippischen Rede‘ mitteilt (vgl. *Phil.* 6,2). Zum damaligen Zeitpunkt wollte Cicero offensichtlich eine klare Befürwortung und Aufforderung zum Krieg vermeiden, und er scheint im Prinzip die allgemeine Ansicht geteilt zu haben, dass *tumultus* der harmlosere Zustand bzw. Begriff sei. All das wird später um des Argumentationsziels willen ignoriert.

Ciceros taktische Wendungen sind deswegen besonders bemerkenswert, weil er die Senatoren wiederholt auffordert, konsequent der Strategie zu folgen, für die sie sich am 20. Dezember 44 v. Chr. aufgrund seiner ‚Dritten Philippischen Rede‘ entschieden hätten, als sie Ehrungen für Antonius‘ Gegner vorsahen. Diese Verpflichtung der Senatoren auf einen einmal eingenommenen Standpunkt lässt erkennen, dass Konsequenz für Cicero durchaus eine politische Kategorie ist, die er allerdings gegenüber den Senatoren auch aus taktischen Gründen in Anwendung bringt.

Solche Beobachtungen führen zu der Frage, welches Bild von sich selbst Cicero vermitteln möchte. Im Interesse des letztlich angestrebten Ergebnisses nimmt Cicero offensichtlich Widersprüche zwischen seinen Aussagen bei verschiedenen Gelegenheiten in Kauf. Zeitgenossen mögen die Diskrepanzen nicht unmittelbar bemerkt haben, wegen der jeweils anderen Zusammensetzung des Publikums und der zwischen den einzelnen rednerischen Auftritten vergehenden Zeit. Die Situation ist jedoch anders, wenn die Reden in einem *Corpus* versammelt sind und Lesern zur Verfügung stehen. Vermutlich kam es aber bei der Veröffentlichung der Reden in einem *Corpus* weniger auf eine durchgängig konsistente Argumentation an als vielmehr auf

die Präsentation eines erfolgreichen Redners in einer siegreich beendeten politischen Auseinandersetzung: Ciceros fortwährender und letztlich erfolgreicher Kampf für sein Ziel, Antonius den Krieg zu erklären, um die Republik zu erhalten. Zu diesem Zweck verfügt der erfahrene politische Redner über eine Vielfalt von Methoden, wobei die Argumentation sich nicht primär nach der Richtigkeit des Gesagten bestimmt, sondern sich nach der größtmöglichen Eindringlichkeit für die Zuhörer und der daraus resultierenden Effektivität im Hinblick auf das letztlich erstrebte Ziel richtet. Daher ist es für Cicero vermutlich kein Problem, dass Leser des *Corpus* merken können, dass er sich selbst widerspricht oder eine Niederlage als Erfolg verkauft.

Mit der Lektüre der ‚Sechsten Philippischen Rede‘ erhalten die Schülerinnen und Schüler Informationen auf verschiedenen Erkenntnisebenen: Sie bekommen einen punktuellen Einblick in das politische Leben am Ende der römischen Republik und gewinnen ein differenzierteres Bild des Redners und Politikers Cicero. Vor allem aber wird vor Augen geführt, wie kritisch man als Zuhörer einem solchen Redetext begegnen muss. Gerade weil man Cicero nicht unterstellen kann, dass er sich für sein Ziel, die Bewahrung der *res publica* in ihrer traditionellen Form, vornehmlich um persönlicher Vorteile willen verwandte, ist paradigmatisch zu durchschauen, wie für die Durchsetzung eines politischen Ziels die Redekunst so instrumentalisiert ist, dass die Wahrhaftigkeit diesem Ziel untergeordnet wird.

Anmerkungen:

- 1) Das wird illustriert etwa durch die Analyse einer Rede des damaligen Außenministers JOSCHKA FISCHER unter den Gesichtspunkten der antiken Rhetorik (vgl. Peter Riemer, Erfolg ist alles. Was Joschka Fischer mit Demosthenes verbindet, AU 48,2+3, 2005, 4–11).
- 2) Vgl. auch Jörg Pfeifer, Editorial, AU 48,2+3, 2005, 1. – Dieser Zugang zu rhetorischen Texten entspricht in gewisser Weise jüngeren anglo-amerikanischen Forschungen und Rekonstruktionsversuchen (*‘performance studies’*).
- 3) Vgl. die Themen der die Rhetorik betreffenden Beiträge im Altsprachlichen Unterricht in den letzten Jahrzehnten anhand von: Karl-Heinz

Niemann, Rhetorik im AU – Beiträge aus sechs Jahrzehnten, AU 48,2+3, 2005, 98–99.

- 4) Für die Durchsicht dieses Beitrags und fachdidaktische Hinweise sei EDITH SCHIROK (Freiburg) herzlich gedankt.
- 5) Cicero, Philippika. Die Macht des Wortes in der Politik. In Antonium (Oratio IV). Bearbeitet von Klaus Mühl, Bamberg 1998 (Antike und Gegenwart). – Vgl. auch: Cicero. Oratio Philippica secunda. Bearbeitet von Hans Weiß, Bamberg 1992 (Testimonia).
- 6) Marcus Tullius Cicero. Auswahl aus den Reden. A. Text. Herausgegeben und eingeleitet von Prof. Dr. Egon Römisch, Frankfurt am Main ¹³1989 (Altsprachliche Textausgaben, Heft 7): enthält die Vierte und die Siebte Philippische Rede. – Vgl. auch: Bruno Maroscheck, Die Lektüre der vierten und siebten ‚Philippica‘ Ciceros als Beitrag zur politischen Bildung, AU 13, 1970, 62–83; Egon Römisch, Umwelt und Atmosphäre, Gedanken zur Lektüre von Ciceros Reden, in: Gerhard Radke (ed.), Cicero, ein Mensch seiner Zeit. Acht Vorträge zu einem geistesgeschichtlichen Phänomen, Berlin 1968, 117–135; Egon Römisch, Cicero, in: Heinrich Krefeld (ed.), Interpretationen lateinischer Schulautoren mit einer didaktischen Einführung, 3. Auflage, Frankfurt am Main 1985, 51–74 (jeweils auch zur Neunten Philippischen Rede); Hans Otto Kröner, Ciceros 9. Philippica: Cicero und Servius Sulpicius Rufus. Zugleich ein Beitrag zu: Cicero und der römische Staat, AU 29,2, 1986, 69–82.
- 7) Marcus Tullius Cicero. Sechste Philippische Rede. Mit Texten zur Rhetorik. Bearbeitet von Wilfried Olbrich, Bamberg 1988 (Ratio 26). – Vgl. dazu: Wilfried Olbrich, Die vergebliche Beschwörung von Einheit und Freiheit. Ciceros sechste Philippische Rede, in: Gerhard Jäger u. a., Rede und Rhetorik im Lateinunterricht. Zur Lektüre von Ciceros Reden, Bamberg 1992 (Auxilia), 109–122. – Olbrich untersucht die Sechste Philippische

Rede vor allem unter dem Aspekt der darin vermittelten Ideale und Feindvorstellungen und bezeichnet Ciceros Darlegung seiner Position lediglich als äußeren Anlass. Damit wird er der Rede allerdings nicht ganz gerecht.

- 8) Die Aktualität von Ciceros Philippischen Reden im Schulunterricht zeigt sich auch daran, dass sie für das Schwerpunktthema ‚Vom Bürgerkrieg zur pax Augusta‘ im Abitur 2008 in Baden-Württemberg neben Vergils Aeneis und Eklogen zu den Basistexten gehören.
- 9) Vgl. Catherine Steel, Finessing Failure: the Sixth Philippic, in: Tom Stevenson / Marcus Wilson (edd.), Cicero’s Philippics: History, Rhetoric, and Ideology, Prudentia 39, 2007 (im Druck).
- 10) Marcus Tullius Cicero. Sämtliche Reden. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von Manfred Fuhrmann, Band VII, Zürich / München 1982 (Bibliothek der Alten Welt. Römische Reihe); auch zweisprachig: Marcus Tullius Cicero. Die politischen Reden. Band III. Lateinisch – deutsch. Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Manfred Fuhrmann, München bzw. Darmstadt 1993.
- 11) Zur Einführung vgl. Wilfried Stroh, Ciceros Philippische Reden. Politischer Kampf und literarische Imitation, in: Martin Hose (ed.), Meisterwerke der antiken Literatur. Von Homer bis Boethius, München 2000, 76–102 (beck’sche Reihe); Jon Hall, The Philippics, in: James M. May (ed.), Brill’s Companion to Cicero. Oratory and Rhetoric, Leiden / Boston / Köln 2002, 273–304. – Neuere Kommentare: Cicero. Philippics I–II. Edited by John T. Ramsey, Cambridge 2003 (Cambridge Greek and Latin Classics); Marcus Tullius Cicero, Orationes Philippicae III–IX. Edited with introduction, text, translation and commentary by Gesine Manuwald, 2 vol., Berlin / New York 2007 (Texte und Kommentare 30).
- 12) Vgl. z. B. Hall 2002, 276–277 (s.o. Anm. 10).

GESINE MANUWALD, Freiburg i. Br.

**Qualität
macht
Eindruck**

**BÖGL
DRUCK**

Am Schulfang 8
84172 Buch a. Erlbach
(Gewerbegebiet Niedererlbach)
Tel. 0 87 09/15 65 · Fax 33 19
eMail: info@boegl-druck.de
www.boegl-druck.de

Die Komödie der Liebe: Properz IV 8

Paraphrase und Interpretation

Vorbemerkung

Der Beitrag möchte dazu anregen, eine Elegie von PROPERZ im Lateinunterricht zu behandeln, wenngleich erst zu einem späten Zeitpunkt in der Lektürephase. Dabei sollen auch Reflexionen über die Paraphrase¹ als erste Annäherung an ein sprachliches Kunstwerk diesen wenig praktizierten methodischen Zugang ins Gespräch kommen lassen und ihn im Zusammenhang mit grundsätzlichen Überlegungen zum ‚Wesen‘ von Poesie gleichzeitig kritisch hinterfragen. Mit dem *carmen* IV 8 von Properz kann ein antikes Beispiel für ein Thema behandelt werden, das seit jeher die Wirklichkeit – natürlich auch in hohem Maße die unserer Schülerinnen und Schüler – wie die Kunst beherrscht: die Liebe. In besonderer Weise erscheint mir das ausgewählte Gedicht als geeignet, die gewünschte kognitive Verarbeitung hautnaher Probleme im fremden Gewand zu fördern, da es Glück und Leid menschlicher Beziehungen in eine komische Perspektive rückt und solchermaßen sowohl Identifikationsangebote wie Distanzsignale enthält.

Bedenken

„Alles, was wir heute über Lyrik sagen können, tönt falsch oder hohl; von der Lyrik würde man besser nicht mehr reden und die Ohren verschließen, wenn jemand von ihr spricht; nicht aus Scham, sondern damit sie nicht zerkrümelt, zerstört und in ihr Gegenteil verwandelt wird: als Diskurs für Einfaltspinsel, präventives Gefasel und Vermittlung kultureller Aufschneide-reien.“²

Diese Worte eines italienischen Lyrikers machen nicht gerade Mut, ein antikes Gedicht zu behandeln, zumal es ja auch noch um die Liebe geht, ein Thema, über das doch anscheinend jeder hinreichend Bescheid weiß, in dem jeder sich kompetent glaubt – bis zur Banalität hin.

Ist zudem die „große Liebe“, der man so viele Jahre nicht nur in der Literatur entgegenträumte, nicht längst als ein frommes Märchen entlarvt – in einer Zeit, die an die Stelle der einzigen, lebenslangen Verbindung zweier Personen ganz andere Intimbeziehungen anbietet, die hier nur

mit ein paar Stichwörtern bezeichnet werden können wie: plurale sexuelle Verhältnisse, Lebensabschnittspartnerschaften, Partnertausch, Ketten-ehe, Patchwork-Familie, *Cybersex*, *One-night-stand*, *Blind-date*, *Speed-dating*, Viagra-Feten, – das alles unterfüttert mit technischen Anweisungen des *make love*? Welche junge Dame malte sich heute noch den Partner in erotischer Antizipation zum schönen Prinzen aus, der sie aus der Dornenhecke des profanen Alltags befreien und in ein unbekanntes Reich des Glückes führen würde? Kann andererseits der „knackige“ weibliche „Typ“ – in der Werbung unablässig zum Blickfang und Lockmittel für ein angepriesenes Fabrikat degradiert – auch nur den Hauch eines mythischen Schauders vor dem geheimnisvollen Anderen erwecken und die zumindest latent noch vorhandene Hoffnung nähren, sich im Du, in der gegenseitigen respektvollen Anerkennung zu verwirklichen und zu vervollkommen? Kurzum: Ist Liebe, wenn die Grundlage eines sinnvollen, erfüllten Miteinanders fehlt, heute überhaupt noch ein seriöses Thema, das der Rede wert wäre? Die Geschichte der Lyrik jedenfalls ist fast identisch mit der Geschichte des Liebesgedichtes bis in unsere Zeit hinein.

Wo gibt es zudem ein anderes Thema, das ein ähnliches Gewicht gewonnen, das so viele und unterschiedliche Dichter inspiriert hätte, das die Kunst wie die Wirklichkeit in vergleichbarer Weise dominierte? Ist die Sehnsucht nach der beglückenden romantischen Liebe und dem Du entgegen unserer knappen ‚Bestandesaufnahme‘ heutiger Intimkontakte nicht zu allen Zeiten dieselbe, wie die amerikanische Anthropologin HELEN FISHER unermüdlich betont³?

Aber Liebe als Thema in der Schule? Auch das macht spätestens seit dem Sexualkundeunterricht keine Probleme, und dennoch: Stehen wir nicht in Gefahr, letzte Schonräume für das Ich unserer Schülerinnen und Schüler einzureißen, indem wir sie noch in die letzten Winkel ihrer Intimität verfolgen? Doch würden wir uns nicht andererseits in eine ganz und gar nicht *splendid isolation* begeben, schlossen wir die Liebe – nicht nur ein ‚Grundphänomen‘ unserer Wirklichkeit, sondern auch das Thema der Dichtung – aus

unseren pädagogischen Bemühungen aus? Bietet nicht gerade das literaturvermittelte Gespräch zugleich den Schutz für die Subjektivität der Heranwachsenden, die sich nicht direkt über sich selbst zu äußern bräuchten, wie auch die Möglichkeit, ‚verkappt‘ ihre wichtigsten Probleme abzuhandeln? Gerade ein antikes Liebesgedicht könnte aus zu starker Befangenheit im ‚Nahen‘ befreien und damit Jugendlichen Beschreibungs- und Deutungskategorien für ihre eigene Verfassung verfügbar machen; das ist natürlich längst schon im lateinischen Lektüreunterricht geschehen, v. a. mit CATULLS *carmina*, und – allerdings in weitaus geringerem Maße – mit OVIDS *amores*, PROPERZ dagegen ist im Grunde als Schulautor noch zu entdecken, gilt er doch v. a. wegen der sprachlichen Gestaltung seiner Verse als schwierig, ein Problem, das sicherlich mit einer zweisprachigen Lektüre zum großen Teil zu meistern ist.⁴

Paraphrase von IV 8

Paraphrasierend soll eine erste Annäherung an das Gedicht vollzogen werden:

1. Auf dem Esquilin sind meine Nachbarn aus dem Schlafe gerissen worden.
2. In einer Erdspalte Lanuviums haust seit langer Zeit ein Drache, der jährlich sein Futter aus den Händen von jungen Frauen verlangt. Waren diese keusch, so kehren sie in die Arme der Eltern zurück, und den Bauern steht ein fruchtbares Jahr bevor.
3. Hierhin fuhr wie ein Triumphator Cynthia, meine Geliebte. Da sich unter den Anwesenden ein Streit erhob, endete abrupt der Aufenthalt in einem Gasthaus, das die Freundin mit einem mir verhassten Galan besucht hatte.
4. Aus Rache für Cynthias Treuebrüche lud ich zwei „Damen“ ein – die eine, Phyllis, nur im betrunkenen Zustande angenehm, die andere, Teia, in dieser Verfassung eine Nymphomanin. Für Wein und Musik war gesorgt.
5. Mehrere ungünstige Vorzeichen ließen aber das Fest misslingen, so dass ich mich – in Gedanken ohnehin bei Cynthia – einsam fühlte.
6. Plötzlich verschaffte sich meine Geliebte – vor Wut schäumend – Einlass und warf die beiden

anderen Frauen mit einem solchen Lärm aus dem Hause, dass die Nachbarn aus dem Schlaf gerissen wurden. Wie ein siegreicher Eroberer kehrte sie darauf zu mir zurück, verprügelte mich und spürte auch noch meinen unschuldigen Diener Lygdamus auf, der sich vor ihr versteckt hatte.

7. Schließlich diktierte sie mir, dem Besiegten, ihre Friedensbedingungen: Verzicht auf weitere Frauenbekanntschaften und Verkauf des Dieners in die Knechtschaft. Nachdem ich akzeptiert hatte und zudem das Anwesen einer rituellen Reinigung unterzogen war, fanden wir beide wieder großen Gefallen aneinander und gingen zum innigen Liebespiel über.

Die Paraphrase ist auch bei zweisprachig gebotenen dichterischen Texten durchaus als erster Interpretationsschritt zu erwägen, der freilich bereits einen angestregten ‚Verarbeitungsprozess‘ voraussetzt: die – im Falle der Properz-Elegie – verstehende Aneignung eines sprachlichen Kunstwerkes in seinem Inhalt. Ein solcher methodischer Zugang vermag für das *carmen* IV 8 zumindest folgende Einsichten zu vermitteln: Es handelt sich um ein narratives Gedicht, das, deutlich gegliedert, auf einen Höhepunkt zuläuft, wobei der Beziehungskonflikt der beiden Hauptpersonen in komischer Weise dargestellt wird.

Paraphrasieren – ein falscher Zugang zum Gedicht?

Ist aber eine Annäherung an die Inhaltsseite, wie sie die Paraphrase augenscheinlich vornimmt, angesichts eines poetischen Gebildes überhaupt sinnvoll? LUDWIG TIECK fragte sich: „... warum soll eben Inhalt den Inhalt eines Gedichtes ausmachen?“⁵ Als wesentliches Merkmal der Poesie wird hier ihre Orientierung nicht „auf das, was bezeichnet wird, sondern auf das Zeichen selbst“⁶ angesehen. Im Dichten von der Sprache her scheint das Gedicht nicht mehr von einem Inhalt bedingt zu sein, der sich einem außerpoetischen Sachverhalt verdankt. Suspendiert von ihrer Mitteilungsfunktion, befreit von ihrem konventionellen Gegenstandsbezug, könnten demzufolge die Wörter in wechselseitigen Spiegelungen einerseits ein Potenzial frei schwingender Assoziationen entfalten, andererseits ihre Autonomie als selbst-

zweckhafte poetische Zeichen demonstrieren, denen keine eindeutige Nachricht mehr zu entnehmen ist. „Dichtung ist nicht Sprache“, notierte K. SHAPIRO, „sondern eine Sprache ‚sui generis‘ ... Ein Gedicht ist ein literarisches Gebilde, das aus Nicht-Wörtern besteht, die sich von ihren Bedeutungen ablösen und so zu einem prosodischen neuen und höheren Sinn gelangen. Das Ziel eines Gedichtes ist unbekannt.“⁷

Indem die Wörter der Lyrik sich vom begrifflichen Zwang der denotativen Sprache lösen, vermag Dichtung anscheinend Unabhängigkeit von einer eingeschränkten konkreten Bedeutung zu gewinnen, die ‚von außen‘ ihren signifikativen Wert ein für allemal festsetzt. Ohne Bezug auf eine außerästhetische Wirklichkeit würde sie sich solchermaßen als einmaliges ästhetisches Gebilde präsentieren, das nicht auf anderes, sondern allein auf sich selbst verwiese.

Ist damit nicht das Urteil über die Paraphrase gesprochen, wenn dem poetischen Text in seiner vermeintlich bedeutungsfernen Materialität die Autonomie gegenüber der bedeutungsfunktionalen Bestimmung seiner Zeichen zuerkannt wird, die Wörter also nicht mehr auf einen Sachverhalt außerhalb ihrer selbst referieren, vielmehr die ‚Sache‘ selbst sind? Sollte freilich der ‚Sinn‘ der poetischen Aussageweise von ihren Zeichen nicht mehr abzuheben sein, verträge gerade Lyrik keineswegs eine Übertragung durch andere Ausdrücke, ohne dass ihre ‚Qualität‘ kollabierte. Im Zuge der Paraphrasierung würden die sprachlichen Zeichen, wären sie von ihrer Funktion als Informationsträger der außerpoetischen Welt befreit, als Vermittler von inhaltlichen Korrelaten missverstanden werden. CLEANTH BROOKS glaubte entsprechend, dass ein gutes Gedicht allen Versuchen einer solchen Transformation Widerstand entgegensetze, da diese nicht an den lyrischen „Bedeutungskern“ heranreiche: „Wenn man die Struktur des Gedichts auf etwas zurückführt, das letzten Endes eine Paraphrase ist, dann bezieht man sie auf etwas, das außerhalb des Gedichts liegt.“⁸ Durch die Paraphrasierung, so Brooks weiter, werde das Gedicht in „Form“ und „Inhalt“ gespalten, wobei nur letzterer Berücksichtigung finde, da Bilder und Rhythmus nicht

in eine andere Sprache übersetzt werden könnten. Herauskomme bei einem solchen Vorgehen lediglich eine Abstraktion, die dem „ganzen Gedicht“ nicht gerecht werde.

Muss man nicht zwangsläufig der Auffassung zustimmen, dass der ‚Sinn‘ von Lyrik nicht in dem liege, was die Wörter buchstäblich aussagen, sondern allein in der Art und Weise, wie sie geäußert würden, und dass Klang, Rhythmus, Assoziationen und Bildersprache die wesentlichen Momente der Poesie darstellten? Eine solche Annahme bestätigt auch ein Aperçu PAUL VALÉRY'S: „Bei Gedichten ist die auf den Sinn beschränkte Genauigkeit eine Art von Verrat. Die schönsten Verse von der Welt sind unbedeutend und sinnlos, wenn sie durch einen Ausdruck ersetzt werden, dem die innere musikalische Notwendigkeit und die Resonanzen fehlen.“⁹

Die Entdeckung einer Nachbarschaft von Lyrik und Musik hat seit jeher etwas Bestechendes, denken wir nur an die – allerdings nie eingelösten – Empfehlungen zur Interpretation von HORAZ-Oden. Dennoch sollte Dichtung nicht durchweg mit Euphonie verwechselt werden, stellen doch das Material des sprachlichen Kunstwerks Wörter dar, die nicht auf klangliche Qualitäten allein zu reduzieren sind. Statt an P. VALÉRY könnte man sich an GOETHES Äußerung halten, dass ein Gedicht, das nicht übersetzbar – daher wohl auch nicht paraphrasierbar – sei, nicht wirklich Schönheit und Format besitze. Nun wäre es aber zu billig, die eine Ansicht gegen die andere auszuspielen. Wichtiger erscheint mir, dass die Auffassung von Lyrik als einem Musizieren in Worten und einem Denken in Tönen Ausdruck eines eingeschränkten Verständnisses von Dichtung ist, das v. a. in der Frühromantik und im Symbolismus bevorzugt wurde und den diesen Kunstrichtungen verpflichteten Theorien entspricht. Muss jedoch nicht – wenn wir jetzt andersherum fragen – eine Kunst für uns gleichgültig bleiben, die sich als „*existence sans monde*“ definiert¹⁰? Die „Instrumentierung des Gesprochenen“¹¹ zur sinnlosen Melodie, die allein zum musikalischen Erlebnis führen soll, verbannt Dichtung fürwahr in einen wirklichkeitsfernen Raum des Schönen. Presst man jene Vorstellung, so müsste man denjenigen als den geeignetsten Rezipienten

der Versmusik ansehen, der wie ein Ausländer lediglich die Worttöne einer ihm gänzlich unbekannt Sprache vernähme. Poesie vermag solchermaßen keineswegs mehr die Erfahrung des Menschen mit der Welt zu intensivieren oder dem Leser eine neue Sicht der Realität zu erschließen. Welchen pädagogischen Nutzen hätte im Literaturunterricht zudem der Umgang mit Dichtung, wenn diese mit ihrer fiktiven Welt nicht zu einer gesteigerten Wahrnehmung der Wirklichkeit verhülfe?

Poesie und Wirklichkeit

Die ästhetische Einstellung, die durch Poesie ermöglicht wird, sollte doch wünschenswerter Weise zur aktiven Selbstverwirklichung des Menschen anregen und nicht bei einer bloßen Bezauberung der Sinne stehen bleiben. Das Vergnügen an der Dichtung und das Nachdenken über das Ich und die Welt müssten zusammenkommen mit dem Ziel einer Aktivierung von Intellekt, Sensibilität, Vorstellungskraft und Emotionalität. Kurzum: Dichtung hätte das „verstehende Vergnügen“ (B. BRECHT) auf Seiten des Rezipienten dergestalt zu provozieren, dass es diesen dazu befähigte, „seine Stellung in der Welt auch außerhalb des Werkes schärfer zu sehen und tiefer zu begreifen“ (CHVATIK, 124). Damit wäre der poetische und ästhetische Wert der künstlerischen Mitteilung benannt, denen unser pädagogisches Interesse im Literaturunterricht zu gelten hätte. Freilich setzt eine solche Aufgabenzuweisung ein anderes Dichtungsverständnis voraus, als es die Theorie der absoluten Sprachmusik demonstriert. Dazu nur noch einige wenige Worte: Natürlich soll hier nicht geleugnet werden, dass die Sprache der Lyrik ihre Qualität und Wirkung zu einem nicht unerheblichen Teil „den phonologischen Eigentümlichkeiten ihrer Signifikanten und deren Kombination verdankt“¹². Diese Erkenntnis darf aber keinesfalls zu der Annahme verführen, in der Kunst sei als einem in sich ruhenden Phänomen jeglicher Bezug zur Realität gekappt. J. MUKAŘOVSKÝ¹³ hat immer wieder zu verdeutlichen versucht, dass durch die Dominanz der ästhetischen Funktion in der Sprache der Poesie das rezipierende Ich um so intensiver dazu veranlasst werde, sich mit den bedrängenden

Lebenserfahrungen auseinander zu setzen: „Die poetische Benennung unterscheidet sich von der mitteilenden dadurch, dass ihre Beziehung zur Realität zugunsten ihrer semantischen Einfügung in den Kontext abgeschwächt wird. Die praktischen Funktionen der Sprache, nämlich die darstellende, die expressive und appellative, sind in der Dichtung der ästhetischen untergeordnet, die das Zeichen selbst in den Mittelpunkt des Interesses rückt; das Vorherrschen eben dieser Funktion lässt den Kontext in der Poesie große Bedeutung erlangen. Die ästhetische Funktion als eine der vier Grundfunktionen der Sprache ist potentiell in jeder Sprachäußerung gegenwärtig; deshalb beruht der spezifische Charakter jeder poetischen Benennung nur auf einer radikaleren Enthüllung der jedem Benennungsvorgang eigenen Tendenz. Diese Abschwächung der unmittelbaren Beziehung der poetischen Benennung zur Realität wird dadurch kompensiert, dass das dichterische Werk als globale Benennung mit dem gesamten Komplex der Lebenserfahrungen des Subjekts, des schöpfenden wie des aufnehmenden, in Beziehung tritt“ (Mukařovský, 1967, 54). So ist es zu verstehen, „daß die Dichtersprache, auch wenn sie durch ihren Selbstzweck im Gegensatz zu den übrigen funktionalen Sprachen steht, nicht durch eine unüberwindliche Grenze von ihnen getrennt ist“ (Mukařovský, 1977, 146). Da für Mukařovský alle vier Funktionen der Sprache in der Poesie gleichzeitig wirksam sind, kann die Struktur des Kunstwerks als ein dynamischer Prozess aufgefasst werden, der, indem er alle Wörter zu einer wechselseitigen Konfrontation und Spiegelung zwingt, für die Polysemie eines dichterischen Textes verantwortlich ist. Dabei verliere aber die poetische Sprache, wie Mukařovský hartnäckig betonte, nicht ihre praktische Reichweite. Die „Ausrichtung auf den Ausdruck“¹⁴ – so R. JAKOBSONS Formulierung für die poetische Funktion –, die Sprache in der Dichtung eingeht, darf also keineswegs als Schwächung des Bedeutungsaspektes verstanden werden, „sondern im Gegenteil als dessen Intensivierung auf dem Wege der ‚Verfremdung‘“ (CHVATIK, 93). Weil sich die komplexe Interferenz der Bedeutungen, die durch die ästhetische Integration der außerästhetischen Bedeutungen in Gang gesetzt wird, nicht von

der konkreten Struktur des Kunstwerks trennen lässt, sind entsprechende Aktivitäten erforderlich, damit die semiotische Dynamik der künstlerischen Darstellung überhaupt wahrgenommen werden kann.

Paraphrase und Interpretation

Steht nun aber nicht die *P o l y s e m i e* des poetischen Textes einem erfolgreichen Einsatz der Paraphrase im Wege, die doch, indem sie das Kunstwerk im begrifflichen Diskurs monosemiert, zwangsläufig eine Verfälschung produzieren muss? Wie sollte denn „jenes nicht substituierbare ‚Sinngeschehen‘, das für den ästhetischen Prozeß der künstlerischen Semiose bezeichnend ist“ (CHVATIK, 125), ohne Verlust durch das instrumentelle ‚Inventar‘ der Sprache vermittelt werden?

Wir dürfen bei aller Autonomie der poetischen Sprache nicht verkennen, dass die Wörter, die als Zeichen Eingang in das Kunstwerk finden, auch in unserem konventionellen Kommunikationssystem des Nachrichtenaustausches ihre Funktion haben und diese nie ganz in der Dichtung vergessen machen können. Selbst die zum unwiederholbaren Besonderen strebende Sageweise der Lyrik vermag sich den logischen Gesetzmäßigkeiten der begrifflichen Rede nicht völlig zu entziehen, auch wenn sie dagegen bewusst opponiert. Diese ihre ‚normale‘ Seite kann die Paraphrase allerdings einfangen, die *M e h r d e u t i g k e i t* des Kunstwerkes sollte dagegen die eigentliche Interpretation¹⁵ nicht zu sehr aus dem Auge verlieren. Von Kunst würde sich mit Sicherheit nichts lernen lassen, müsste man bei der Konstatierung ihrer Inkommensurabilität für unser Verstehen arretieren. Der Dichter ist keinesfalls der *„maitre du silence“*, der überhaupt nichts mehr zu sagen hätte, wie A. RIMBAUD glaubte¹⁶, sondern immer noch der Virtuose des Wortes. Sprache, die auf jegliche Mitteilung zu verzichten gedächte, überantwortete sich zudem dem Nichts, und Kunst als *existence sans monde* ließe uns letztlich zu Recht kalt. Wir sollten folglich auf Paraphrase und Interpretation nicht verzichten, wollen wir das „offenbare Geheimnis“ (GOETHE) der Dichtung in unseren Horizont übersetzen und *i h r e n* Horizont für uns öffnen. Da die

Polysemie der poetischen Sageweise nie völlig durch die diskursive Sprache eingeholt werden kann, möchte ich die Paraphrasierung nicht so sehr als Reproduktion denn als Ergänzung des Paraphrasierten sehen, als grundlegende Erfahrungsbarmachung eines historisch fernen Textes in der eigenen Sprache. Die sich anschließende Interpretation hingegen sollte bemüht sein, etwas von dem Sinnüberschuss des Kunstwerkes anzuzeigen, den die Paraphrase notwendigerweise beschneiden muss.

Interpretation von IV 8

Ruhestörung und Drachenkult

Disce, markant an den Anfang gestellt, zieht den Leser ganz nah an das Gedicht heran. Einfach, aber eindringlich wird in den beiden ersten Versen der Inhalt der Elegie angekündigt: Infolge einer nächtlichen Ruhestörung hat es, so hören wir, einen Aufruhr unter den Nachbarn des sprechenden Ichs auf dem Esquilin gegeben. Obwohl damit unsere Neugierde geschickt angestoßen ist, erhalten wir zunächst keinerlei weitere Aufklärung über das Spektakel, vielmehr folgt unvermittelt eine pathetisch-langatmige Beschreibung des Lanuvium-Kultes. Auf diese Weise bildet sich zwischen den beiden ersten Teilen der Elegie eine Leerstelle, freilich zunächst nicht im Sinne W. ISERS, der bekanntlich der Meinung war, dass die „Hohlräume“ einer Erzählung den Rezipienten dazu aktivierten, selbst über die gedankliche Ausfüllung des Ausgesparten die virtuelle Dimension des Textes zu entfalten und dessen ungeschriebenen Sinn zu entwerfen. Ein solches Bemühen würde indes die Absicht unseres Dichters zudecken, der bewusst die Erzählblöcke unverbunden nebeneinander stellt: Nur wenn das Ganze nicht sofort glättend eingegeben wird, kann das Gegensätzliche als komischer Kontrast wahrgenommen werden – womit sich nun doch etwas vom Wesen unserer Elegie zeigt, nämlich das launige Spiel mit dem Leser, den die Leerstellen – wiewohl sein intensives Engagement mit dem ersten Worte abverlangt ist – ein übers andere Mal ‚ins Leere laufen lassen‘. Dass dieses Spiel nicht Selbstzweck ist, sondern – wie zu zeigen sein wird – der Pointe am Ende des Gedichtes zuarbeitet, offenbart die Meisterschaft des Künstlers Properz, der sogar

aus den „Hohlräumen“, einem Nichts noch einen signifikativen Wert – nun allerdings der Theorie Iasers entsprechend – herauszuzaubern versteht, was freilich erst vom letzten Vers her einsichtig wird.

Zur Komik kommt indes die Spannung hinzu, die der Dichter geschickt zu schüren weiß, indem er die Leerstellen als Überraschungseffekte für den Leser einbaut, die dieser zunächst nicht sinnvoll auszufüllen vermag. Die Geschichte laufe stets in einer unerwarteten Richtung weiter, merkte H. TRÄNKLE zurecht an (Tränkle, 179): So verfehlt auch die einleitende Inhaltsangabe bewusst ihren Zweck, uns das Wesentliche mitzuteilen; denn was hat das im epischen Vokabular¹⁷ beschriebene Lanuvium mit dem zuvor genannten Esquilin zu tun, was der nächtliche Krawall mit dem Drachenkult und der Jungfrauenprobe? Dass die Freundin des Ich-Sprechers mit im Spiel ist und ihre Unternehmungen die beiden Orte verbinden werden, kann und soll der Leser noch nicht vermuten, zumal in der vorangegangenen Elegie (IV 7) der Tod der Dame mitgeteilt worden ist. Folglich muss es wie ein „Paukenschlag“ wirken (KOMP, 128), wenn eine höchst lebendige Cynthia im Mittelpunkt des nächsten Abschnitts steht. Wie virtuos Properz das Spannungsmoment zu behandeln vermag, verdeutlicht gleich das erste Distichon dieses Erzählblocks: Auflösung der zuvor geschürten Spannung im Hexameter – Lanuvium sei das Reiseziel der Dame –, erneuter Aufbau von Spannung im Pentameter – Grund für den Ausflug sei Juno, mehr aber noch Venus. Wie ist es zu verstehen, dass Cynthia zu einem Fest fährt, auf dem Mädchen ihre Jungfräulichkeit zu beweisen haben? Will sich die Geliebte des sprechenden Ichs in geradezu aberwitziger Verkennung ihrer Situation gar selbst an der Prüfung beteiligen, und hatte ihr Freund deshalb in anscheinend so „unruhiger Bangigkeit“ (Tränkle, 179) vor dem Risiko eines solchen Versuchs gewarnt, da diejenigen, welche die Probe nicht bestehen, durch einen Biss der Schlange getötet werden? Oder soll das lärmende Drumherum und Durcheinander bei der Veranstaltung der untreuen Freundin eine willkommene Gelegenheit zur Liebe gewähren? Diese Fragen stellen heißt ihre Absurdität erkennen und eingestehen,

dass wir auf den bewusst arrangierten Leerstellen mit jeder vorschnellen Erklärung einbrechen. Hinter all dem steckt ein verschmitzter Poet, der seine Leser mit anscheinend diebischer Freude in die Irre gehen lässt, indem er zu Spekulationen einlädt, die sich in ihrer Unsinnigkeit sogleich widerlegen. Können wir dem Ich-Sprecher überhaupt seine Sorge bei der Beschreibung des Drachenkultes als echt abnehmen, oder malt er sich nicht vielmehr in seiner Phantasie genüsslich eine Begegnung Cynthias, deren Treulosigkeit er so oft beklagen musste, mit dem Tod bringenden Lindwurm aus, nachdem es ihm nie gelungen ist, sich von der flatterhaften Geliebten zu trennen, wiewohl er ihr nicht nur einmal den Abschied zu erklären versucht hatte, wobei er jedoch auf halbem Weg immer wieder zurückgekehrt war? Auch damit geben wir uns Vermutungen hin, die durch den Text nicht bestätigt werden.

Indem Properz so unvermittelt die Erzählteile aneinander stoßen lässt, entsteht eine „Bedeutungsatmosphäre“ (MUKAŘOVSKÝ, 1977, 178), die indessen einen eindeutigen Sinn nicht freigibt. Dabei spart der Dichter kein Stilmittel in seinem Feuerwerk von sprachlichen Delikatessen aus; selbst die *via Appia* wird als Zeugin des Geschehens um Cynthia in hochpathetischen Worten angerufen:

*Appia, dic quaeso, quantum te teste triumphum
egerit effusis per tua saxa rotis!*

Künde mir, Appische Straße, ich bitte dich
– denn du warst Zeuge –, Welch triumphale
Fahrt sie mit fliegenden Rädern über dein
Pflaster hin abhielt. (vv. 17-18)

Eine dreifache Alliteration (*te teste triumphum*) und ein ennianischer Sprachgebrauch (*effusis rotis*; s. Tränkle, 179f.) kommen zum Einsatz, um die ungestüme Fahrt der Freundin als Triumphzug auszuweisen. Wieder sind wir überrascht von der kraftvollen Komik der Beschreibung, ohne dabei die Zusammenhänge erkennen zu können: Warum wird überhaupt die Reise, deren Ziel zudem eine Kultstätte ist, zum Triumphzug? Über wen hat Cynthia gesiegt? Etwa über den in Rom zurückgebliebenen Freund oder sich selbst? Steckt bittere Ironie oder sarkastischer Spott hinter der Deskription?

Streit in einer Schenke

Ohne jegliche Vorbereitung leuchtet Properz eine andere Szene im anschließenden Distichon (vv. 19-20) an, das syntaktisch noch zum vorangegangenen gehört: In einer abgelegenen Schenke hat es einen Streit gegeben, der Cynthia zum Aufbruch veranlassen soll. Wieder gehen unsere Fragen ins Leere, wenn ohne plausible Erklärung sich Bild an Bild reiht: War Cynthia Mittelpunkt bzw. Ursache der Auseinandersetzung, eventuell sogar unter betrunkenen Besuchern? Zumindest bekennt der Ich-Sprecher, dass sein Ansehen aufgrund des Zankes gelitten habe. Will er damit andeuten, dass er selbst sogar das ‚Streitobjekt‘ war oder dass man eine Verärgerung über die Freundin auf ihn, ihren stadtbekanntesten Liebhaber, übertrug?¹⁸

Immer wieder müssen wir für den Anfang unserer Elegie konstatieren, dass die Leerstellen des Textes, obzwar sie die Phantasie zu Reaktionen verführen, jegliche Monosemierung verhindern.

Die Wagenlenkerin

Ehe sich der Leser in der Lage sieht, den roten Faden des Erzählten durch eine schlüssige Verknüpfung der Einzelteile zu erkennen, wird sein Blick im nächsten Distichon auf ein neues, erstaunliches Detail gelenkt: Cynthia selbst steuert, „bis zur Spitze der Deichsel“ nach vorn gebeugt (ROTHSTEIN, 312), spektakulär einen Reisewagen in schnittiger Fahrt über raues Gelände; fürwahr eine sportliche Glanzleistung, denken wir an VERGILS Kommentierung der Lenker beim Wagenrennen im Vergleich zur imponierenden Leistung der Ruderer in der Aeneis (V 146-147):

*nec sic immisis aurigae undantia lora
concussere iugis pronique in verbera pendent.*

Nicht so schütteln die Wagenlenker wogend die Zügel / über den jagenden Rossen und hängen zum Schläge vornüber.¹⁷

Darf man jedoch in Anbetracht des sicherlich ungewöhnlichen Verhaltens, das Cynthia mit der Einnahme des Kutschsitzes an den Tag legt, dem Dichter unterstellen, er wolle damit „eine alle Regeln weiblichen Anstandes missachtende Frau“ (KOMP, 128) vorführen? Gerade die Vorbilder aus

der Sage sollten zu einer vorsichtigeren Beurteilung raten. So fungieren als Wagenlenkerinnen z. B. Iuturna, die Schwester des Turnus, oder Ariadne, die das Tigergespann des Bacchus steuerte, ferner Medea, die sich von Drachen ziehen ließ, v. a. aber Iuno Sospita, die in Lanuvium verehrt wurde. Als „anstößig“, ja „unweiblich“ kann der Auftritt Cynthias nur erscheinen, verkennt man die sprachliche Überzeichnung und nimmt man das Pathos in der Beschreibung ernst. Das Ganze ist jedoch, wie Properz betont, ein *spectaculum* in der Stilisierung der Freundin zur Heroin, ja zur zweiten Iuno Sospita. Hier wird eine Dame vor Augen gestellt, die gewillt ist, die Zügel, ohne dabei ihrer weiblichen Attribute verlustig zu gehen, fest in die Hand zu nehmen, so dass man von ihr für den Fortgang noch einiges erwarten kann.

Hatte Cynthia mit ihrer die Szene dominierenden Aktivität sozusagen in Großaufnahme unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen, so werden wir – um im Bild zu bleiben – durch einen Kameraschwenk mit der Anwesenheit eines Begleiters überrascht (vv. 23-26). Auch das ist mit sprachlicher Delikatesse angerichtet, befindet sich doch in dem kostbar ausgestatteten Reisewagen, den die Lenkerin kurzerhand zum Rennwagen umfunktioniert hat, ein junger Galan, den der Erzähler in Form der *Praeteritio* am liebsten gar nicht zur Kenntnis nehmen möchte, nachdem er ihn schon in der Schenke mit keinem Wort erwähnt hatte. Daher versteckt er ihn zunächst im Kasus der Abhängigkeit, im Genetiv: Ja eigentlich gilt nicht einmal ihm die *Praeteritio*, sondern seinem Besitz (vv. 23-24):

*serica nam taceo vulsi carpenta nepotis
atque armillatos colla Molossa canis.*

Ich sage ja nichts von der seidenbespannten Karosse des glattgezipften Lebejünglings und von seinen Molosserhunden mit Spannen um den Hals.

Sogar seine Lieblingshunde, von bester Rasse, hat der Stutzer in seinem Wagen bei sich. Eine Finesse stellt der Ausdruck *armillatos colla Molossa canis* (s. ROTHSTEIN, 313) dar, der von der üblichen Distribution der Adjektive *canes Molossos armillatis collis* abweicht, um das Widernatürliche der Ausstattung mit Schmuckstücken hervorzuheben.

Nun aber kann sich der Ich-Sprecher nicht mehr zurückhalten und schüttet im anschließenden ‚unselbständigen‘ Relativsatz – mehr mag er dem protzigen Kutschenbesitzer nicht gewähren – seinen bitteren Spott auf den Galan aus, von dem wir jetzt doch ein genaues Bild geliefert bekommen sollen, obwohl ihm syntaktisch stets eine Nebenrolle zugewiesen wird; mit einem Minimum an sprachlichen Aufwand – über einen dekadenten Schönling ist halt jedes Wort fast zuviel – erzielt der Künstler in zwei Versen (vv. 25-26) ein Maximum an komischer Vernichtung, wenn es heißt, dass das verweichlichte Früchtchen sich eines Tages um fette Gladiatorenkost verdingen müsse, da ein Bart alsbald die jetzt noch glattgezupften Wangen ausstechen werde.

Hier nun wird ganz deutlich, wie der verhasste Nebenbuhler seinen Luxus finanziert: durch Verkauf seiner Liebe. Im Mannesalter wird es damit vorbeisein, wenn der Bart sprießt, der für ein solches ‚Liebchen‘ das Ende seines bisherigen Gewerbes bedeutet. Dann steht ihm, da er nicht zu wirtschaften gelernt hat, nur noch der Beruf des Gladiators offen, der sich – untergebracht in schmutzigen Räumen – für seine Kunst mästen lassen muss: fürwahr eine wollüstige Bestrafungsobsession, welcher der Dichter da verfällt. Dient aber der *pathicus* allein dazu, den „Kontrast zu Cynthias männlicher Pose“ (KOMP, 141) hervorzuheben? Sicherlich tritt die Aktivität der Dame um so kräftiger zutage, wenn sie und nicht der Besitzer der Karosse lenkt; wichtiger ist jedoch ein anderer Kontrast, der durch den beißenden Spott der Beschreibung verdeutlicht werden soll, nämlich der zum Ich-Sprecher; maßlos enttäuscht, dass Cynthia ihm ein Bürschchen vorzog, heult er sich in sein verletztes Innere hinein.

Das Fest

Nachdem wir endlich annehmen durften, mit der sich durch den Auftritt der Freundin belebenden Szene beim Thema angelangt zu sein, erfolgt durch einen erneuten Schauplatzwechsel eine weitere Überraschung; diesmal blicken wir auf das Anwesen des von seiner Geliebten verlassenen Freundes. Weil Cynthia ihm so oft die Treue gebrochen hat, will er nun Gleiches mit Gleichem vergelten (vv. 27-28):

*Cum fieret nostro totiens iniuria lecto,
mutato volui castra movere toro.*

Da meinem Bett so häufig Unrecht geschah,
beschloß ich, meine Zelte abzurechen und
ein anderes Lager aufzusuchen.

Damit sind wir bei der heikelsten Stelle des Gedichts angelangt: Denn nicht nur muss der Seitensprung als ausgleichende Gerechtigkeit motiviert, sondern dieser auch sprachlich so gemeistert werden, dass dem Ich-Erzähler die Sympathie der Leser erhalten bleibt; das heißt jedoch, dass dem Rache-Akt, soweit möglich, nichts Anrühiges anhaften sollte. Dies versucht der Erzähler, indem er die Bedeutung seines Vorhabens dadurch herunterspielt, dass er dem Ganzen einen komischen Aspekt verleiht. Dazu dient ihm z. B. der parodistische Einsatz militärischer Termini wie *castra movere*, die, ihrem ursprünglichen Zusammenhang entfremdet und auf Liebesvorgänge übertragen, den Ernst der Situation auflösen, da sie dem Leser durch die dämpfende Zwischenschaltung des *tertium comparationis* den Treuebruch beinahe nur zu einem sprachlichen Ereignis werden lassen. Um das eigene Fehlverhalten verharmlosen zu können, muss sich der Ich-Erzähler allerdings zur komischen Figur stilisieren, deren Handlungen nichts Abstoßendes enthalten, sondern allein einen scherzhaften Effekt erzielen dürfen, soll die Gunst des Rezipienten bewahrt bleiben. Vorbereitet wurde die Komödienstimmung schon durch die Mitteilungen von der nächtlichen Ruhestörung auf dem Esquilin, dem Zank in der Taverne und der rasenden Fahrt Cynthias im Wagen des verweichlichten Schönlings. Als Komödienmotiv begegnete auch bei PLAUTUS (*Epid.* 135; vgl. KOMP, 169.) die Zuwendung zu einer neuen Liebe als Ausgleich für erlittenes Leid, der *alius amor* als *remedium amoris*.

Einem Lustspiel direkt entliehen scheinen die beiden „Damen“ – schon in der ‚Doppellung‘ liegt ein komisches Element – zu sein, mit denen sich der Ich-Sprecher auf einer Party in seinem Garten über den Betrug Cynthias hinwegzutrösten gedenkt. Ihre Charakteristik (vv. 29-32) ist ein Glanzstück Properzischen Witzes:

*Phyllis Aventinae quaedam est vicina Dianae,
sobria grata parum. cum bibit, omne decet.*

*altera Tarpeios est inter Teia lucos,
candida, sed potae non satis unus erit.*

Da gibt es eine gewisse Phyllis, die in der Nähe des Dianatempels auf dem Aventin wohnt. Nüchtern ist sie nicht sehr angenehm, doch wenn sie trinkt, steht ihr alles gut. Die andere, Teia, wohnt zwischen den tapejischen Wäldchen: Ein heiteres Kind, doch wenn sie getrunken hat, dürfte ein einziger Mann ihr kaum genügen.

Damit sind die beiden Frauen als *meretrices* der billigsten Sorte ausgewiesen. Beinahe trotzig muss der betrogene Betrüger sich selbst und den Lesern die Absicht beteuern, sich mit diesen ‚Prachtexemplaren‘ der Weiblichkeit zu amüsieren (vv. 33-34). *His ego* steht – die Parteien der Liebesnacht auf eine Stufe stellend – betont an der Spitze des Distichons, als wollte der Ich-Erzähler uns weinerlich verdeutlichen: „Seht, so weit ist es mit mir gekommen, dass ich mich mit solchen Geschöpfen, die weit unter meinem Niveau sind, einlassen muss, und schuld daran ist nur Cynthia!“

Das ist erneut ein geschicktes Spiel mit dem Rezipienten, dessen Mitleid mit dem untreuen Mann und zugleich Gefallen an seinem Unternehmen erregt werden soll. Im Vertrauen auf seine Kunst der *persuasio* präsentiert der Ich-Erzähler seine Schmuddelparty als „friedliches Idyll“ (JÄGER, 93), indem er wie selbstverständlich die Details des Festes bekannt gibt – als wollte er den Lesern eine Nachahmung empfehlen (vv. 37-42): Lygdamus, der Diener des Gastgebers, fungierte als Mundschenk; das Tischgeschirr bestand – im Unterschied zu den großen Gesellschaften im Speisesaal – aus Glasgefäßen; der aufgetragene Wein, zur milden Sorte gehörend, war etwas für Kenner; ein ägyptischer Flötenspieler und als Kastagnettentänzerin eine der beiden eingeladenen Frauen sorgten für die musikalische Begleitung; Rosenöl schließlich sollte dem Wohlgeruch dienen.¹⁹

Eine „bombastisch-komische Wirkung“ (LEFÈVRE, 123) inmitten des beschriebenen „Tingeltangels“ (TRÄNKLE, 180) geht von der Apostrophe *Nile* und dem seltenen Wort *crotalistria* (v. 39) aus. Stärker noch exponiert wird ein zur Musik rhythmisch die Hände bewegender Zwerg (vv. 41-42): Dieser „ist nicht nur unnatürlich klein, sondern auch verwachsen..., wie wenn Hals und

Kopf sich mehr nach unten als nach oben entwickelt hätten“ (ROTHSTEIN, 316). Mag auch ein *nanus* zur Unterhaltung bei Tisch als Schaustück der launenhaften Natur beliebt gewesen sein, so verleiht doch der vom Gastgeber gewählte dem sich so locker gebenden Bericht vom Fest einen düsteren Ton. Werden wir damit insgeheim darauf vorbereitet, dass sich ein Unheil für das schon per se Explosivstoff in sich bergende Dreiecksverhältnis mit den trinkfreudigen Liebespartnerinnen anbahnt?

Spielraum der Interpretation?

Für die besprochene Passage (ab v. 27) hat man gemeint, dass die Wut des Ich-Erzählers auf die *iniuria* Cynthias plötzlich „hinweggewischt“ sei und „eine leicht hingeworfene Schilderung seiner nächtlichen Einladung im Ton einer heiteren Plauderei“ erfolge (TRÄNKLE, 180). Ja man ging sogar so weit, „die lockere Geste des ‚Unrecht-mit-Unrecht-Vergeltens‘“ „als weltmännische Reaktion auf Cynthias Untreue“ aufzufassen (KOMP, 160). Die Folgerungen daraus für die Gattung der Elegie sind erheblich: „Die ganze Reaktion des Dichters auf Cynthias Treulosigkeit zeigt also bis in die einzelne Formulierung hinein, daß die Trennung von der Geliebten für den elegischen Dichter ihre existentielle Bedeutung verloren hat; was ihm Cynthia nicht bereit ist zu geben, wird im Umgang mit anderen, die gewissermaßen von der Straße ins Haus geholt werden, gesucht.“ Und: „Die unkomplizierte, aufschlußfreudige Art, mit der Properz in seiner letzten Cynthia-Elegie der wohlvertrauten Situation des hintergangenen, brüskierten Liebhabers zu begegnen sucht, kristallisiert sich also bei näherer Betrachtung als eine überraschend ‚unproperzische‘ Verhaltensweise und – was schwerer wiegt – als ein gründlich ‚unelegischer‘ Schritt heraus.“ (Komp, 170)

Die Beobachtung, dass die angesprochenen Verse im leichten „Ton einer heiteren Plauderei“ gehalten seien, bezieht sich, so ist einzuwenden, auf die ‚Oberfläche‘ der sprachlichen Darstellung. Hinter der sich nonchalant gebenden Ausdrucksweise steht, wie wir sahen, auch ein rezeptionstheoretisches Problem; dasselbe Verhalten nämlich, das für Cynthia mit beißendem Spott gegeißelt wird, muss für die eigene Person verharmlost

werden, damit das Wohlwollen der Leser mit aller Macht erhalten bleibt; die offensichtliche, paradoxe Widersprüchlichkeit kann solchermaßen als komische Ungereimtheit goutiert und der erboste Mann von der Verwerflichkeit seines Racheplanes ein wenig entlastet werden, gewährt er doch den Rezipienten mit seiner undurchdachten Revanche einen belachenswerten Zugewinn.

Wichtiger ist der Blick auf die seelische Verfassung des gekränkten Mannes, dessen billige, unwürdige Rache seine tiefe Empörung über Cynthia verrät. Das drohende Scheitern des *foedus amoris* vor Augen verfällt er, da er der Situation nicht überlegt und überlegen zu begegnen weiß, auf die unsinnigste Antwort: die Kopie. Nicht nur auf diesem Hintergrund kann ich in dem Vorsatz zum Fremdgehen eine „weltmännische Reaktion“ ganz und gar nicht erkennen. Ebenso bedenklich ist es, die Elegie kurzerhand zur Un-Elegie zu erklären, da sie mit bislang unbekanntem Elementen überrascht.

Souveräner Umgang mit den Motiven der Liebeslyrik

Zudem sind wir noch nicht am Ende des Gedichtes; wir werden sehen, wie sehr es sich rächt, eine Passage aus dem Gesamtzusammenhang zu lösen und dabei den weiteren Verlauf der ‚Geschichte‘ außer Acht zu lassen, welche die unaufkündbare Gefühlsbindung beider zunächst zur Untreue bereiten Partner in einem alles versöhnenden *Happy End* demonstrieren wird. Die Souveränität des Dichters ist keineswegs in der Empfehlung zum Liebesverrat zu erkennen, wohl aber in dem überlegten Umgang mit den Motiven seiner Liebeslyrik, die in IV 8 virtuos umgekehrt werden. Das ließe sich z. B. an der Wendung *mutato toro* in v. 28 zeigen. Hatte Properz mit dem Verb *mutare* in den früheren Gedichten v. a. die Unbeständigkeit der Freundin herausgestellt, so verwendet er es nun im Zusammenhang mit der Bereitschaft des enttäuschten Liebhabers zum Seitensprung. *Torus* bzw. *lectus* dienten zuvor als Stätte und Symbol für die Wahrung des *foedus amoris* (vgl. KOMP, 167f.). Derartige feste Zuordnungen werden in den letzten Cynthia-Elegien aufgehoben, ohne dass das freiere Hantieren mit den Elementen der Liebesdichtung schon eine

Befreiung von der Partnerin oder gar von der Liebe bedeuteten. Die Möglichkeiten der Amorthematik werden vielmehr durch die Konversion der Motive so weit ausgereizt, dass die Problematik und Vielschichtigkeit der Liebe in ihren zahlreichen Facetten angeleuchtet werden kann. Weil Cynthia für den Dichter nicht nur eine Frau unter vielen ist, sondern auch die Liebe überhaupt bedeutet, gibt es Glück allein in Verbindung mit ihr, wie der Fortgang des Gedichts enthüllt.

Das Scheitern des Festes

Zunächst einmal steht die Gartenparty unter ungünstigen Vorzeichen (vv. 44-48): Die Lampen werfen ein flackerndes Licht, obwohl bereits Öl nachgegossen worden ist; der Tisch fällt um, und dem Erzähler-Ich will der „Venuswurf“ nicht gelingen, der dann erzielt ist, wenn bei vier länglichen Würfeln jeder eine andere Zahl zeigt; statt dessen kommt immer wieder nur der Unheil bedeutende „Hundswurf“ mit der „1“ auf allen *tali* heraus.

Die stimulierende Einstimmung für das Zusammensein mit den beiden Frauen ist damit gründlich gescheitert, und der Gastgeber bleibt – „trotz einer geradezu aufdringlichen erotischen Stimmung bei Tisch“ (KOMP, 176) – den offen zur Schau gestellten weiblichen Reizen verschlossen. Die Absicht, sich für die Untreue der Freundin ebenfalls durch einen Liebesverrat zu rächen, kann nicht in die Tat umgesetzt werden, denn wie unter einer Zwangsvorstellung stehend, ist der zunächst zu allem bereite Mann in Gedanken bei Cynthia (v.47). Gerade die Schalheit des billigen Amusements mit den leichten Damen lässt in ihm wohl die Sehnsucht nach der Geliebten und die Erinnerung an die glücklichen Stunden mit ihr übermächtig werden. Liebe als ritueller Höhepunkt eines Festablaufes ist anscheinend nur mit Cynthia selbst möglich, wie die Geburtstagslegie III 10 behutsam enthüllte. Obwohl die Partner sich gegenseitig so viele Wunden schlagen, vermag sie – auf die härteste Probe gestellt – zu überleben. Die in Gedanken entworfene, wenn man denn unbedingt will, „unelegische“ Liebe zu den *meretrices* zerschellt an der Unauflösbarkeit der ‚elegischen‘ Liebe zu Cynthia.

Vorbereitet wird diese Einsicht durch eine raffinierte, mit überraschenden Wendungen operierende Erzähltechnik, welche die Komödie der Liebe vorführt, um in ihr drohendes Unheil in Glück verwandeln, d. h. aber: ein großes *Happy End* anlegen zu können: „Mit dieser Komposition spannt Properz“, so K. JÄGER (93f.), „seinen Leser systematisch auf die Folter, doch ist die Gestaltung so abwechslungsreich wie möglich, damit das Interesse nicht erlahmt: zweimaliger Schauplatzwechsel, Ablösung ruhiger und belebter Szenen, Stimmungswandel des Erzählers und inhaltliche Kontraste, die die einzelnen Bilder in vielfältige Beziehungen zueinander setzen, sind die Mittel dazu.“ Damit ist wieder das rezeptionsästhetische Problem des Gedichts angesprochen: Bei allen verwerflichen Handlungen und Einstellungen der Hauptakteure muss die *benevolentia* der Leser gebunden werden, damit das Ziel der Elegie erreicht werden kann: die Verherrlichung der Liebe, die sich für den Ich-Sprecher allein an der Person Cynthias festmachen lässt. Zur Absicherung dieser Erkenntnis bedarf es allerdings noch einiger paradoxer narrativer ‚Kunststücke‘. Zunächst einmal vermag das lebhafteste Vorstellungsvermögen des Erzählers, der sich in Gegenwart der ihr Programm routinemäßig abspulenden „Damen“ einsam fühlt, das geliebte Wesen beinahe herbeizuzaubern. Cynthia weilt nämlich gar nicht mehr vor den Toren Lanuviums, sondern steht bereits – eine weitere witzige Überraschung – *ad primos Lares* (v. 50). Vorenthalten wird dabei den Lesern, ob die schlechten *omina* auch das Erscheinen der Freundin einbeziehen, die wohl ein bisschen zu früh – oder doch vielleicht gerade noch zur rechten Zeit? – auf den Plan tritt. Wie eine Komödienszene ist ihr Einzug effektvoll gestaltet: geräuschvolles Aufreißen der Haustür – ein neuerlicher komischer Kontrast zu dem noch eben vermittelten Bild des in seine Gedanken versunkenen Mannes –, erregtes Tuscheln der Diener am Eingang, Aufwerfen der Türflügel zum Garten und: Cynthia in Großaufnahme. Obwohl nicht mehr sorgfältig frisiert, bietet sie dem verdatterten Freund einen ‚tollen‘ Anblick: *furibunda decens* (v. 52). Soll hier ein „Mannweib“ (KOMP, 136) vorgeführt werden? Mag *furibunda* auch auf die antiken Rachegöttin-

nen anspielen, zumindest für den übertölpelten Geliebten ist diese Rachegöttin hinreißend schön. – Zu einem Mannweib verwandelt sich auch die maßlos enttäuschte Dido nicht unter dem Einfluss des *furor amatorius*. – Dem Gastgeber in unserer Elegie bleibt allerdings die Spucke weg, als er sich so unerwartet seiner Freundin konfrontiert sieht (vv. 53-56): Den müden Fingern entgleitet der Becher, und die vom Wein schon schlaffen Lippen erleichen. Cynthia aber scheint außer sich zu sein:

*fulminat illa oculis et quantum femina saevit,
spectaculum capta nec minus urbe fuit.*

Ihr Auge schleudert Blitze; sie rast, wie nur eine Frau rasen kann – ein Schauspiel, nicht weniger schrecklich als die Eroberung einer Stadt (vv. 55-56).

Wieder fällt das Signalwort *spectaculum*, mit dem auch die anschließenden rabiaten Aktionen der tobenden Freundin perspektiviert werden: Hier findet unter Verwendung militärischer und juristischer Termini Epenparodie im großen Stile statt²⁰:

*Phyllidos iratos in vultum conicit unguis,
territa vicinas Teia clamat aquas.
lumina sopitos turbant elata Quiritis,
omis et insana semita nocte sonat.
illas direptisque comis tunicisque solutis
excipit obscurae prima taberna viae.
Cynthia gaudet in exuviis victrixque recurrit
et mea perversa sauciat ora manu,
imponitque notam collo morsuque cruentat,
praecipueque oculos, qui meruere, ferit.
atque ubi iam nostris lassavit brachia plagis,
Lygdamus ad plutei fulcra sinistra latens
eruitur, geniumque meum protractus adorat.*

Mit wütenden Nägeln fährt sie Phyllis ins Gesicht; voll Entsetzen schreit Teia: „Nachbarn! Wasser!“ Man trägt Fackeln heraus, die Bürger fahren aus dem Schlaf, die ganze Gasse lärmt von der Tollheit dieser Nacht. Jenen Damen mit zerrauftem Haar und flatternden Unterkleidern gewährt die erste beste Schenke einer dunklen Nebenstraße Zuflucht. Cynthia freut sich über ihre Beutestücke. Siegreich eilt sie zurück und schlägt mir mit dem Handrücken ins Gesicht, drückt meinem Hals ihr Mal auf,

beißt ihn blutig und fährt mir besonders in die Augen, die sich schuldig machten. Wie endlich ihre Arme müde geworden sind, mich zu schlagen, wird Lygdamus aufgestöbert, der sich hinter der linken Sofalehne verborgen hat. Sie zerrt ihn hervor; er fleht mich bei meinen Genius an. (VV. 57-69)

Komödie

Das ist zugleich Boulevard-Theater ‚at his best‘, im Stile eines EUGÈNE LABICHE, nur dass man sich in der französischen Komödie anstelle von Cynthia die Ehefrau als Racheengel denken müsste; und dennoch sollte nicht übergangen werden, dass in der Antike Eifersucht als Ausdruck echter Liebe galt (vgl. JÄGER, 89.). Daher kann ich auch nicht die Ansicht von der erbarmungslosen Lächerlichmachung Cynthias teilen, so als wollte der Dichter durch die Hervorhebung ihrer „unheimlichen, furienhaften, männlich-aggressiven Züge“ seine früher proklamierten Ideale ironisieren und damit der Liebe und der Liebesdichtung den Abschied geben (so KOMP, 121 und 140).

Eine reizlose Geliebte nähme auch dem Gedicht jeglichen Reiz. Aber, so könnte man einwenden, Cynthia zeigt doch in offensichtlich männlicher Triumphpose die Reste von Kleidungsstücken, die sie den vertriebenen *meretrices* zerrissen und abgenommen hat, als Spolien vor! Das ist freilich weniger Betonung einer maskulinen Note bei der Siegerin (so wieder Komp, 131) als Karikatur der römischen Männerwelt und ihrer kriegerischen Attitüde, die hier restlos verlacht wird. Aber, noch einmal, die Freundin hat, woran nicht zu rütteln ist, ihren Geliebten geschlagen. Auch das passt, so befremdlich es scheinen mag, durchaus in die elegische Liebeswelt, war doch in III 8 einer Streit-szene ähnlichen ‚Zuschnittes‘ eine ganz und gar positive Bewertung gegeben worden; der Anfang des Gedichts muss hier genügen:

*Dulcis ad hesternas fuerat mihi rixa lucernas,
vocis et insanae tot maledicta tuae,
cum furibunda mero mensam propellis, et in me
proicis insana cymbia plena manu.
tu vero nostros audax invade capillos,
et mea formosis unguibus ora nota;
tu minitare oculos subiecta exurere flamma,
fac mea rescisso pectora nuda sinu!*

nimirum veri dantur mihi signa caloris:

nam sine amore gravi femina dolet.

Süß fand ich gestern nacht den rasenden Streit beim Lampenlicht und die vielen Schmähungen, die du ausgestoßen hast in deiner Wut, wie du im Rausch, sinnlos vor Zorn, den Tisch umgeworfen, mit rasender Hand mir den vollen Becher ins Gesicht geschleudert hast. Ja, fahre mir nur getrost ins Haar, zerkratze mir das Antlitz mit deinen schönen Fingernägeln, drohe nur, mir Feuer ins Gesicht zu werfen, mir die Augen auszubrennen, reiß mir das Gewand herunter und entblöße meine Brust! Das sind für mich doch alles Zeichen echter Glut; denn keine Frau fühlt sich verletzt, wenn sie nicht leidenschaftlich liebt. (vv. 1-10).

Auch der handgreiflichen Auseinandersetzung wird offensichtlich noch ein Reiz abgewonnen. Auffällig zurückhaltend nimmt sich in beiden Gedichten die Rolle des Mannes aus. Bot schon der Diener Lygdamus, den Cynthia ganz nach Art des gefälligen Sklaven in der römischen Komödie als Mitschuldigen an der Realisierung der Party mit den Dirnen erkannte, in seiner Hilflosigkeit ein komisches Bild – die zornige ‚Eroberin‘ hatte ihn hinter dem Sofa entdeckt, „griff ihn und riß ihn ins Drama“, wie F. DIETRICH (124) treffend eher paraphrasierte als übersetzte – so ist in seiner anscheinend ratlosen Jämmerlichkeit sein Herr ihm ein getreuer Spiegel oder umgekehrt.

Aus der Erzählebene herausfallend – vergleichbar dem Illusionsbruch in der Komödie – kommentiert der ‚geschlagene‘ Gastgeber kurz und bündig:

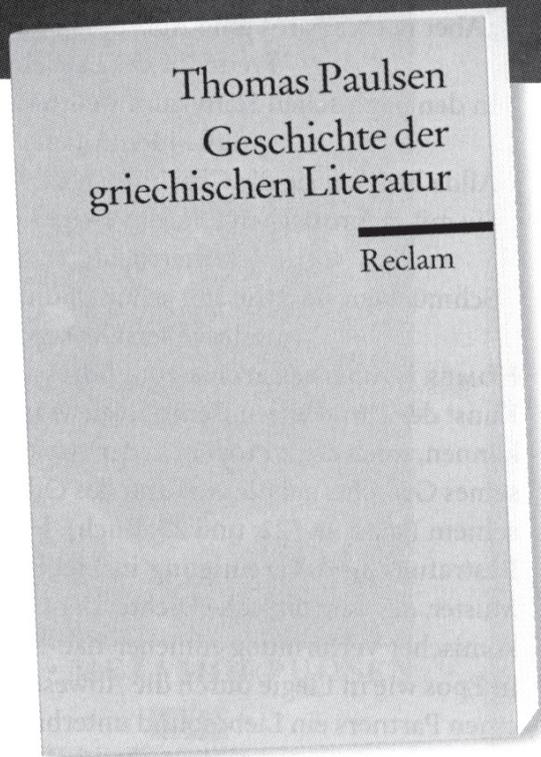
Lygdame, nil potui: tecum ego captus eram.

Lygdamus, ich war machtlos. Man hat uns beide erwischt. (v. 70)

Witzig ist hier ebenso das *nil potui*, das zweideutig auch auf das sexuelle ‚Versagen‘ gegenüber den ihre Reize zur Schau stellenden *meretrices* zurückweist (KOMP, 143), wie das militärische Bild der Gefangennahme.

Dem souveränen, selbstironischen Umgang mit der eigenen Person vermag der Ich-Erzähler indes ein weiteres komisches Glimmerlicht aufzusetzen, indem er von der kriegerischen Metaphorik

Literaturgeschichte der Antike bei Reclam



Der Band gibt einen konzentrierten Überblick über mehr als 1200 Jahre griechischer Literatur; dabei wird nicht nur die historische Entwicklung nachgezeichnet, es werden auch die Hauptwerke aller Gattungen in präzisen Referaten interpretierend vorgestellt.

Thomas Paulsen:
Geschichte der griechischen Literatur
471 S. · UB 17657 · € 12,00 /
HC 10546 · € 21,90

Manfred Fuhrmann:
Geschichte der römischen Literatur
576 S. · UB 17658 · € 12,80

Die griechische Literatur in Text und Darstellung
Gr/Dt. · Hrsg.: H. Görgemanns
5 Bände · 2240 S.
UB 30009 · € 40,00

Die römische Literatur in Text und Darstellung
Lat/Dt. · Hrsg.: M. v. Albrecht
5 Bände · 2474 S.
UB 30010 · € 48,00

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen Bezugsbedingungen für Lehrer
Tel.: 07156 / 163 155 Fax: 07156 / 163 201
E-mail: lehrerservice@reclam.de www.reclam.de

Reclam

„ein quasi-militärisches weibliches ‚*imperium*‘ (= *potestas, dominatio*) über den Mann“ (KOMP, 133) vor, womit sich eine neue Variante der *servitium-amoris*-Motivik ergäbe, aber soll solchermaßen tatsächlich „die geradezu männliche Dominanz der Geliebten“, für den Partner dagegen eine „beschämende Passivität und hoffnungslose Unterwürfigkeit unter das ‚*servitium*‘ Cynthias“ (KOMP, 133 u. 136) herausgestellt werden?

Dagegen ist zu bedenken, dass die turbulente Liebeskomödie aus der Sicht des Mannes gestaltet ist, der, indem er augenzwinkernd auf seine Schwächen hinweist, auch mit der Partnerin spielt und für eine Überraschung noch gut sein dürfte. Eine vernichtende Satire gegen sich selbst: so weit geht der Spaß nun wirklich nicht; überdies: Das Lachen, zu dem Cynthia sich veranlasst sah und zu dem auch die Leser eingeladen wurden, ist kein „*rire d'exclusion*“²² nur, das den Gegner durch Lächerlichmachung vernichtete; es gilt nämlich ebenso den schiefen Verhältnissen, in die sie sich und den Geliebten mit ihrer mächtigen Dominanz als Frau gebracht hat. In die „unendlich positive Bewegung“, als die J. RITTER das Lachen generell interpretiert hat²³, stellt sie auch sich selbst hinein und entbindet damit bei den Rezipienten die lösende Kraft der Vergnügtheit sogar in Anbetracht der handgreiflichen Auseinandersetzungen. Weil sie durch die Unangemessenheit ihrer Verhaltensweise und Sprache zur komischen Figur wird, vermag die Heiterkeit der Komödie mit ihrer Fähigkeit, selbst das Negative noch zu positivieren, die Konflikte der Akteure mit einem Schlag unter den Aspekt der Ausgelassenheit zu platzieren. Vergnügen bereiten in diesem Sinne auch die weiteren Aktionen Cynthias, welche die Affäre des Mannes mit den Freudenmädchen gründlich – im wörtlichen Sinne – zu ‚bereinigen‘ sucht (vv. 83-87): Alle von den eingeladenen ‚Damen‘ berührten Stellen werden ausgeräuchert, die Lampen und die Decken ausgetauscht, die Schwelle mit klarem Wasser gesäubert, und sogar das Haupt des Gastgebers wird mit brennendem Schwefel dreimal berührt.

Anspielungen auf die Odyssee

Schon die Detailfreudigkeit, mit der die Reinigungszeremonie beschrieben wird, verleiht

den Handlungen eine komische Note, die sich noch verstärkt, erkennt man die Anspielungen auf berühmte Vorbilder in der Purgation, die hier einen realistischen Grund – die Entfernung fremder Spuren – mit einem symbolischen Vorgang kombiniert: der Entsöhnung des Ertappten kurz vor seinem geplanten Fehltritt. So verwandelte sich Aphrodite nach der Entdeckung ihres Verhältnisses mit dem schönen Kriegsgott Ares aus aller Befleckung und Schande in die göttliche Makellosigkeit zurück, wie der Sänger Demodokos in der Odyssee erzählt:

„Aber nach Kypros ging Aphrodite, die
Freundin des Lächelns,
In den paphischen Hain, zum Weihrauch-
duftenden Altar.

Allda badeten sie die Charitinnen und salbten
Sie mit ambrosischen Öle, das ewige Götter
verherrlicht;

Schmückten sie dann mit schönen und
wundervollen Gewanden.“²⁴

HOMER ist überhaupt eine gute Adresse, um die Kunst der Parodie in unserer Elegie würdigen zu können, spielt doch Properz in der zweiten Hälfte seines Gedichts auf die Ankunft des Odysseus in seinem Palast an (22. und 23. Buch). Heimkehr, Bestrafung und Vereinigung in Liebe sind das Muster, das der römische Dichter der Odyssee in komischer Verformung entliehen hat²⁵. Nachdem in Epos wie in Elegie durch die Abwesenheit des einen Partners ein Liebesbund unterbrochen ist, erfolgt die überraschende Ankunft dessen, den man tot bzw. fernab wähnte, und zwar just in dem Augenblick, da der Daheimgebliebene eine neue Beziehung ins Auge gefasst hat. In beiden Fällen beenden die beiden Zurückgekehrten ein Festgelage, indem sie mit der Drohgebärde des Rächers dem Treiben Einhalt gebieten. Vor Schreck fällt dem Gastgeber in der Elegie beim Anblick der erzürnten Freundin der Becher aus der Hand; das widerfährt auch Antinoos, als er vom Pfeil durchbohrt niedersinkt und dabei noch einen mit Speisen belegten Tisch umwirft. Ein Tisch war freilich ebenfalls während der Gartenparty umgekippt – allerdings vor dem Auftritt Cynthias. In Angst versetzt bei Homer der Vergeltung übende Odysseus die frechen Freier, von denen einige – wie Lygdamus im

Wir sind ein im Jahr 2005 neu gegründeter Verlag für Lateinische Schullektüre. Unser Verlagsziel ist der Aufbau einer Reihe **LATEIN KREATIV** mit Schwerpunkt auf kreativer und existenzieller Vermittlung lateinischer Lektüre. - Bisher erschienen sind:

LATEIN KREATIV



Ovid • METAMORPHOSEN

OVIV
VERLAG

Der **SCHÜLERBAND** umfasst **172 Seiten** mit mehr als 100 farbigen Abbildungen aus antiker, klassischer und moderner Kunst. Die hoch aktuellen Bilder von Künstlern weltweit demonstrieren die Aktualität der Lektüre. Der Preis von **14 €** ist angesichts der Ausstattung äußerst günstig.

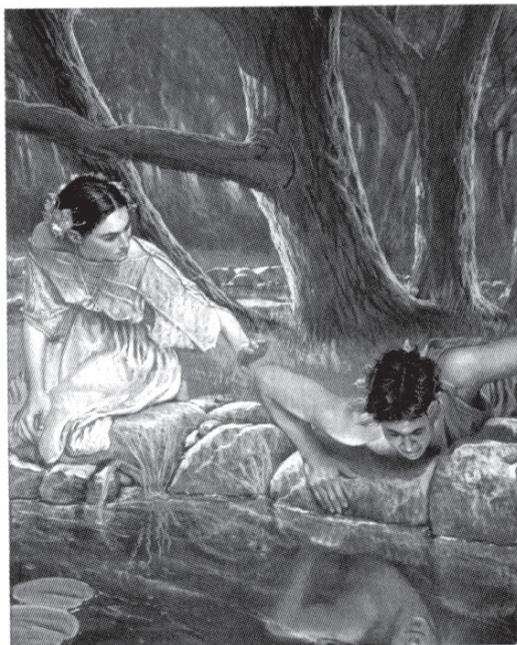
- Prolog
- Schöpfung, Vier Zeitalter,
- Apollo und Daphne
- Europa
- Cadmus
- Actaeon
- Narcissus und Echo
- Pyramus und Thisbe
- Salmacis und Hermaphroditus
- Perseus und Andromeda
- Pluto und Proserpina
- Niobe
- Die Lykischen Bauern
- Daedalus und Ikarus
- Erysichthon (Fames)
- Byblis und Caunus
- Orpheus und Eurydike
- Pygmalion
- Iris und Somnus (Ceyx und Alcyone)
- Die Fama
- Rede des Pythagoras
- Apotheose Caesars
- Epilog

Das **ÜBUNGSHEFT** (Din A4, 64 Seiten vollfarbig, mit Lösungsbogen, **7,50 €**) vermittelt neben Wortschatz- und Grammatikübungen Methoden einer vertiefenden Interpretation.

Da Ovid häufig der Erstautor in der Dichtung ist, werden die Schwierigkeiten der Dichterlektüre besonders berücksichtigt.

Der umfassende **LEHRERKOMMENTAR** (**240 Seiten** vollfarbig, **22 €**) berücksichtigt den aktuellen Forschungsstand zu den *Metamorphosen* und gibt Interpretationshilfen zu den zahlreichen Bildern. Alle Erzählungen werden textnah und eingehend interpretiert. Dabei werden vor allem auch Anregungen zu einer existenziellen Interpretation gegeben.

LATEIN KREATIV



Ovid • METAMORPHOSEN

Übungsheft

OVIV
VERLAG

lateinischen Gedicht – um Gnade flehen, nachdem sie – anders als bei Properz – verschiedene böse Vorzeichen nicht ernst genommen haben. Vor allem das Verhalten des Herolds Menon, der sich hinter einem Sitzmöbel versteckt, steht in deutlicher Entsprechung zur Reaktion des römischen Dieners. Der Vertreibung der Männer folgt in der Odyssee die sorgfältige Reinigung des Palastes mit Schwefel und Wasser sowie die Auswechslung von Kleidern und Bettzeug und als Höhepunkt schließlich die gemeinsame Nacht der so lange Getrennten. Am stärksten weicht Properz vom epischen Vorbild in der Vertauschung der Rollen von Mann und Frau ab, denn in der Elegie präsentiert sich Cynthia als furchterregende Heimkehrerin, die in ihren Rachezug den auf seinem Anwesen zurückgebliebenen Geliebten einbezieht; unterwarf sich nach dem Ehebruch von Aphrodite und Ares die Göttin einer Reinigungszeremonie, so wird im römischen Gedicht der Gastgeber einer Entsöhnung unterzogen.

Es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass die antiken Leser das Gewährwerden der komischen Parallelen und grotesken Differenzen zur Homerischen Vorlage als Lachreiz rezipierten. Im Hinblick auf den Rollentausch bei Properz hat man von einer „verkehrten Welt“ gesprochen und daraus schnell gefolgert, hier solle ein Mannweib mit einem lächerlich hilflosen, weibischen Manne konfrontiert werden (KOMP, 158 und 180). Damit ist aber der raffiniert-witzige Umgang mit dem epischen Modell auf eine zu einfache Plattform gestellt. Amüsant an dem literarischen Rollenwechsel Cynthias ist doch – wie bei allen Hosenrollen im Theater – die Beobachtung, wie sie als Frau den Part des Mannes spielt, ohne dabei der sie auszeichnenden femininen Attribute verlustig zu gehen. So ist ja auch für ihr Lachen ein doppelter Boden zu erkennen: einmal als Ausdruck ihres Triumphes, dann als Reaktion ihrer Weiblichkeit, die im Bewusstsein ihres Rollenspiels sich schmunzelnd von der an den Tag gelegten Härte ihres Diktates distanziert.

Der letzte Vers als Höhepunkt der Liebeskomödie

Im allerletzten Vers, auf den die Erzählung als Höhepunkt zustrebt, da hier die Komödie der Liebe ihr *Happy End* findet, wird das Verhältnis von Mann und Frau in ein ebenso aufhellendes wie – im doppelten Sinne – delikates Licht getaucht:

respondi, et toto solvimus arma toro.

...tat ich das Meinige. Wir warfen uns übers ganze Bett hin und beendeten unsern Krieg. (v. 88)

Da haben wir es wieder, das *respondi* von vorhin, das zuvor noch nicht die ganze Antwort des Geliebten war; jetzt steht er seinen Mann und versagt nicht; jetzt löst er das betonte *ego* von v. 81 ein, indem er darauf hinweist: Ohne mich geht hier gar nichts! Jetzt werden die Verhältnisse wieder zurechtgerückt. *Respondi* – das ist augenzwinkernd – beinahe möchte man meinen – zum Publikum gesprochen, vergleichbar dem „*I’ll do my very best*“, das der Butler James, während er die betagte Dame die Treppe hoch zum Schlafzimmer geleitet, am Ende der Geburtstagsfeier in *Dinner for one* zum Zuschauer gewendet äußert, zuversichtlich, sich trotz seines ungeheuren Alkoholkonsums als Herr der Situation erweisen zu können, obwohl er zuvor von Miss Sophie so gnadenlos – und doch erwünscht – herumkommandiert worden war.

Dieses zweite *respondi*, pointiert an die Spitze des letzten Verses gestellt, in das der Mann seine ganze Selbstachtung versammelt, haben Interpreten als – unecht deklariert²⁶, da ein deutlich bestimmbarer Bezugspunkt fehle; es sei versehentlich aus v. 81 in das Schlusdistichon gerutscht²⁷.

Die ganze Elegie mit ihrer so überlegten Architektur spielt aber doch fortwährend mit der Wiederaufnahme von bereits einmal verwendeten Wörtern in der Absicht, eine Bedeutung zu verstärken, zu variieren oder zu korrigieren. Was fangen jene Kritiker des zweiten *respondi* an mit den mehrfach eingesetzten *caecus, sacer, causa, torus, lectus, clamare, decet, manus, merum, aqua, lucerna, oculus, spectaculum, nox, coma, taberna, os, captus, pes, primus, vicina, mora, collum, Venus, solvere, mutare, virgo, lex* – die

zuletzt genannten acht Wörter erscheinen sogar dreimal – ? Ist das alles durcheinandergerutscht und an den falschen Stellen gelandet?

Auf *respondi* kann auf keinen Fall verzichtet werden; dieses Wort hat es fürwahr in sich. M. Komp glaubte, dass Übersetzungen wie „...tat ich das Meinige“ (LUCK) oder „Ich tat meine Schuldigkeit“ (ROTHSTEIN) zu zimperliche Umschreibungen für die „derb obszöne“ Reaktion des Mannes seien; durch Cynthias „emsig-zielstrebiges Vorbereiten des Liebeslagers“ erregt, habe sich der Schwächling Properz auch auf sexuellem Gebiet dem Diktat der Freundin unterworfen (KOMP, 150f.). Damit wird aber aus dem *Happy End* beinahe eine – zudem noch von der Frau ausgehende – Vergewaltigungsszene gemacht. Um den Sinn der Stelle auszumachen, ist es besser, die Bedeutungsmöglichkeiten von *respondere* im gegebenen Zusammenhang abzuklopfen²⁸: Als *Terminus technicus* bezeichnet das Wort den Ertrag, den der Landmann der aufgewandten Mühe entsprechend eingebracht hat; in diesem Sinne könnte *respondi* scherzhaft auf den Lohn des Mannes hinweisen, den er sich für die klaglose Entgegennahme der Prügel und Gebote verdient hat. Auch die Verwendung des Verbs in der Sprache der Mediziner, die es für den erfolgreichen Einsatz eines Heilmittels gebrauchten, fügte sich witzig in den Kontext: Der so intensiv traktierte Liebhaber hätte dann die bittere Medizin, die ihm Cynthia verabreichte, schlucken müssen – er wurde ja sogar mit brennendem Schwefel behandelt –, um für die Liebe zu gesunden; in dem Versagen gegenüber den Freudenmädchen zuvor hätte die Krankheit ihren deutlichen Ausdruck gefunden. Genau so gut wäre für unsere Stelle *respondere* in der Variante zu halten, die medizinisch die Intaktheit der körperlichen Funktionen auch ohne Anwendung eines Mittels sogar nach den kämpferischen Aktionen der Freundin bezeichnete: Der Verprügelte hätte so trotz aller Querelen und Demütigungen die Unversehrtheit seines Wesens bewahrt; und darin besteht ja gerade die Größe seiner Persönlichkeit, dass er weiterhin „ich“ sagen kann: zunächst ganz betont *respondi ego* (v. 81), nachdem er äußerlich ungerührt die Bedingungen der Partnerin akzeptierte, jetzt verhaltener *respondi* (v. 88), da das Ich

sich am Ende nicht zu sehr exponieren darf, will es aus der Dissonanz noch zur Konsonanz mit der Geliebten finden. Natürlich ist in *respondere* auch die erotische Note zu vernehmen; das strahlkräftige Verb aber allein auf eine „derb obszöne“ Denotation reduzieren hieße der Komödie der Liebe, dem nuancenreichen Spiel der Partner gegeneinander und miteinander ein gewaltsames Ende bereiten und die ganze Elegie zum ‚Porno‘ verkommen lassen.

Über dem *respondi* dürfen freilich nicht die restlichen Wörter des allerletzten Verses vergessen werden, die ein weiteres Bravourstück Properzischen Künstlertums darstellen: *et toto solvimus arma toro*. Auch hier versagt die Übersetzung, die – unter dem Zwang der Monosemierung stehend – zumeist nur eine Bedeutung abzuschatten vermag, nicht für die Ortsangabe *toto toro*, wohl aber für die singuläre Junktur *solvere arma*²⁹. Kann man diese in Analogie zu *bellum, rixam* oder *certamen solvere* mit „Frieden schließen“, „die Waffen niederlegen“ bzw. „den Krieg beenden“ wiedergeben? Oder müsste man die Konjektur *movere* anstelle von *solvere* anbringen, um im Sinne von *arma Veneris movere* den erotischen Gehalt der Stelle zu sichern? Eine solche Änderung des Textes ist indessen gar nicht vonnöten, zumal *solvere* auch „bewegen“, „in Aktion setzen“ bedeutet, denkt man an Wendungen wie *navem, classem* oder *linguam solvere*. Warum sollte man für den letzten Vers überhaupt eine Monosemierung vornehmen und die Konnotationen zugunsten einer rigiden Festlegung unterdrücken? Mit der ungewöhnlichen Verbindung von *solvere* und *arma* will doch der Dichter anscheinend bewusst die Aufmerksamkeit auf das letzte Verb der Elegie lenken, das nach dem reinigenden Gewitter wohl die Beendigung des Streites, nicht aber der erneut einsetzenden Liebeskämpfe anzeigt. Zudem liegt mit dem Prädikat *solvimus* ein einziges Mal in unserem Gedicht eine erste Person Plural vor, womit nach aller Disharmonie die volle Übereinstimmung der beiden Partner veranschaulicht wird, die in ihrer Liebe voneinander nicht loskommen und das in ihrem tiefsten Innern auch gar nicht wollen.

Sollte unsere Elegie, wie IV 7, die vorangegangene, nahe legt, tatsächlich erst nach dem Tode

der Freundin geschrieben worden sein³⁰, so hat das Erzähler-Ich die Beziehung zu seiner Geliebten, die so launisch, streitsüchtig und ungerecht sein konnte, in einer großen Versöhnungsgeste abschließend gefeiert. Dass die Frau mit ihrer Rückkehr den ersten Schritt zur Erneuerung des Liebesbundes macht, wie das Gedicht vorgibt, markiert nachdrücklich die Transformation patriarchalischer Inbesitznahme, die zumeist in der Antike anzutreffen ist, und wenn auch nur in der Welt der Elegie. Aber ebenso muss der Mann dazu sein überzeugtes „Ja“ sagen: *respondi*.

Die Wiederherstellung des *foedus amoris* ist die überraschendste Wendung, die das Gedicht am Ende bietet. Liebe löst hier alle Probleme und umgreift die Gegensätze, welche die Menschen und die Erzählteile trennte, so dass die Irrwege, die das Paar gegangen ist, noch wie ein Vor-Spiel empfunden werden können. Mit ihrer wiederentdeckten Zuneigung, die aus der Einsamkeit (*solus*) zur Gemeinsamkeit (*solvimus*) führt, füllen die beiden die ‚Leerstellen‘ ihres Lebens aus.

Als plötzliches Ereignis erscheint die Rücklenkung der erotischen Empfindungen auf den einen Partner unmotiviert, als unerwartete ‚Hoch-Zeit‘, „die sich ausnimmt, als wäre sie tatsächlich das erste wirkliche Finden und Sich-Binden“ (VON MATT, 297) der Verliebten. Die fehlende psychologische Motivierung darf jedoch keinesfalls als künstlerisches Versagen gedeutet werden, sondern ist – so paradox das klingen mag – integrierendes Element, das alles zusammenführt, kurzum: ein Kunst-Stück. Eine rational einsichtige Begründung für die Wiederherstellung des *foedus amoris* musste gerade ausbleiben, damit das Geschehen am Ende als ein Wunder erkannt werden kann, als „Das Wunder der Liebe“. Dies aber lässt auch die religiösen Züge, die zunächst in dem Diktat der Friedensbedingungen und in der Reinigungszeremonie so komisch wirkten, in ein anderes Licht treten: Liebe, so will uns Properz bedeuten, „hat neben der naturhaft erotischen auch immer eine naturhaft sakrale Dimension“; sie ist die Ordnungsmacht, welche die private Welt wieder ins Lot bringt, denn sie „übersteigt die Liebenden, weil sie das ist, was den Kosmos durchwaltet, von Anfang an, vor dem Paar, in dem Paar und nach dem Paar“ (Von Matt, 19 und 212).

„Der Augenblick ist Ewigkeit“

Daher ist auch der Begriff der „verkehrten Welt“, mit der die Elegie IV 8 so gern charakterisiert wird, einer Korrektur zu unterziehen.

In der antiken Komödie war der Triumph der Sklaven über ihre Herren eine poetische Erfindung, welche die Kleinen über die Großen siegen ließ. Ihre ‚realistische‘ Entsprechung fand sie an den Festtagen, wenn sich die „verkehrte Welt“ für kurze Zeit in karnevalesker Ausbettung von den Zwängen der Alltagswelt etablieren durfte: mit den Dienern als Gebietern und den *domini* als Untergebenen, wobei beide Seiten sich bewusst waren, dass die Machtverhältnisse allein für eine temporale Enklave konvertibel waren. So erweist sich in der römischen Komödie der Triumph der Sklaven als *Happy End* der Schwachen, als fiktiver Trick, vergleichbar dem guten Ausgang im Theater NESTROYS, der ausschließlich für das vorgeführte Finale gilt, wohingegen die Komödie der Liebe, wie sie die Elegie vorführt, sich nicht in eine poetische Nische im Abseits von der Wirklichkeit ausgrenzt; ihr glückliches Ende ist im Gegenteil von einem fundamentalen Einverständnis mit dem Gegebenen getragen. Da echte Liebe auch außerhalb der Kunst, egal ob die Gesellschaft vom Patriarchat oder Matriarchat bestimmt ist, die Demokratie sich ändernder Machtverhältnisse beinhaltet, wobei mal der Mann, mal die Frau ein bisschen mehr ‚obenauf‘ ist, und die ‚komischen‘ Rollen unter den Partnern wechseln, vermag der Begriff „verkehrte Welt“ hier nicht so recht zu greifen. Das Angebot unseres Gedichtes besteht keineswegs in der Aufforderung zum ‚Eintauchen‘ in eine fiktionale, irrealer Welt nur, sondern zum Festhalten der Wirklichkeit im Augenblick innigster Daseinsfreude. Auch das ließe sich ablesen aus dem großartigen *solvimus* der Schlusszeile, das der Form nach Perfekt und Präsens sein kann; sprang das Tempus schon in der ganzen Elegie scheinbar leichtfertig zwischen diesen beiden Zeitstufen hin und her – nur für die Beschreibung der sich so zäh hinziehenden Gartenparty wurden bezeichnenderweise Prädikate auch im Imperfekt aufgeboten –, so finden beide ‚Bewegungen‘ im letzten Verb zusammen: Das narrative Perfekt, das die Zeiterfahrung des Verlaufs wiedergibt, geht hier über in den Erlebnis-

moment der Gegenwart. GOETHES Formel „Der Augenblick ist Gegenwart“ hat in dem *solvimus* ihre frühe dichterische Gestaltung gefunden. Das Ende unseres Handlungsgedichtes ruft ein Jetzt hervor. Bereits die Monotonie und Variation im Gleichbleibenden, die sich neben den mehrfach verwendeten Wörtern auch in den Klangwiederholungen und im Metrum zeigen, radieren etwas an dem Kontinuum der epischen Progression, bis schließlich in dem enthusiastischen Moment des Zueinanderfindens die Zeit angehalten scheint. In der Verabsolutierung dieses lyrischen Augenblicks leuchtet auf, was sein sollte und sein kann: höchstes Glück.³¹ In dem *solvimus* wird offenbar, was jenes elegante Diktum da meint, dass Lyrik ein „punktuelles Zünden der Welt im Subjekt“ sei³², nämlich die Erfahrung des Ganzen im Zeitpunkt intensivster Lebenslust. In der gelingenden Beziehung der Liebenden vollzieht sich für das Ich und das Du im einenden Wir der ekstatische Umschwung „aus der gerichteten Zeit in die Vertikale des unbedingten Augenblicks“³³, und da hält das Gedicht dann inne.

Literatur

1. Textausgaben, Übersetzungen und Kommentare

- H. E. BUTLER / E. A. BARBER: The Elegies of Propertius, Oxford 1933 (Neudr. Hildesheim 1944)
 W. A. CAMPS: Propertius, Elegies. Book IV, Cambridge 1965
 F. DIETRICH: Properz, Die Liebesgedichte, Düsseldorf/Köln 1958
 P. J. ENK: Ad Propertii Carmina Commentarius Criticus, Zutphaniae 1911
 P. FEDELI: Sexti Properti Elegiarum Libri IV, Stuttgart 1984
 Ders.: Properzio, Elegie. Libro IV, Bari 1965
 G. GIARDINA: Properzio. Elegie. Edizione critica e traduzione, Rom 2005
 G. P. GOOLD: Propertius, Elegies, Cambridge Mass./London 1990
 R. HANSLIK: Sex. Properti Elegiarum Libri IV, Leipzig 1979
 R. HELM: Properz, Gedichte, Berlin³ 1983
 G. LUCK: Propertii et Tibulli Carmina, Zürich 1964
 B. MOJSISCH / H.-H. SCHWARZ / I. J. TAUTZ: Sextus Propertius, Sämtliche Gedichte (UB 1728), Stuttgart 1993
 L. RICHARDSON Jr.: Propertius, Elegies I-IV, Norman, Oklahoma 1977

- O. L. RICHMOND: Sexti Properti quae supersunt operae, Cambridge 1928
 M. ROTHSTEIN: Die Elegien des Sextus Propertius, Berlin 1920: 1. Teil (Bücher 1 u. 2), 1924: 2. Teil (Bücher 3 u. 4), (Nachdr. Dublin/Zürich 1966)
 M. SCHUSTER / F. DORNSEIFF: Sex. Propertii Legiarum Libri IV, Leipzig 2. Aufl. 1958
 S. VIARRE: Properce, Élégies, Paris 2005

2. Abhandlungen

- B. ARKINS: An Interpretation of the Poetry of Propertius, Lewiston, N.Y. 2005.
 AU 2/92: Römische Liebesdichtung.
 C. BECKER: Die späten Elegien des Properz, in: Hermes 99, 1971, 449ff.
 E. BURCK: Zur Komposition des vierten Buches des Properz, in: WS 79, 1966, 405ff. (= in: Ders.: Vom Menschenbild in der römischen Literatur, Bd. 1, Heidelberg 1981, 399ff.)
 K. CHVATIK: Mensch und Struktur. Kapitel aus der neostrukturellen Ästhetik und Poetik (stw 681), Frankfurt/M. 1987.
 J. B. DERBROHUN: Roman Propertius and the Reinvention of Elegy, Ann Arbor, Mich. 2003.
 J. H. DEE: Elegy 4. 8. A Propertian Comedy, in: TAPA 108, 1978, 41ff.
 W. EISENHUT (Hg.): Properz, WdF 237, Darmstadt 1975.
 P. GRIMAL: Les intentions de Properce et la composition du livre IV des „Élégies“, Brüssel 1953.
 H.-C. GÜNTHER: Quaestiones Propertianae, Leiden 1997.
 M. HARRIS: Propertius' Book IV. The Interplay of Public and Private Themes, Michigan/London 1971.
 R. HELM: Sextus Propertius, in: RE XXIII 1, Stuttgart 1957, 758ff.
 N. HOLZBERG: Die römische Liebeselegie, Darmstadt 1990.
 K. JÄGER: Zweigliedrige Gedichte und Gedichtpaare bei Properz und in Ovids Amores, Diss. Tübingen 1967.
 M. JANAN: The Politics of Desire: Propertius IV, Berkeley et al. 2001.
 M. KEUL: Liebe im Widerstreit. Interpretationen zu Ovids Amores und ihrem literarischen Hintergrund, Frankfurt/M et al. 1989.
 M. KOMP: Absage an Cynthia. Das Liebsthema beim späten Properz, Frankfurt/M et al. 1988. (Die Interpretation von IV 8 in dieser Abhandlung gab intensive Anregungen.)
 E. LEFÈVRE: Propertius ludibundus. Elemente des Humors in seinen Elegien, Heidelberg 1966.

- G. LUCK: Die römische Liebeselegie, Heidelberg 1961.
- P. VON MATT: Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur (dtv 4566), München 1991.
- J. MUKAŘROVSKÝ: Kapitel aus der Poetik (es 203), Frankfurt/M. 1967.
- J. MUKAŘROVSKÝ: Studien zur strukturalistischen Ästhetik und Poetik (Ullstein Buch 3311), Frankfurt/M et al. 1977.
- J. K. NEWMAN: Augustan Propertius: the Recapitulation of a Genre, Hildesheim et al. 1997.
- K. NEUMEISTER: Die Überwindung der elegischen Liebe bei Properz (Buch I-III), Frankfurt a.M/Bern 1983.
- C. RAMBAUX: Properce ou les difficultés de l'emancipation feminine, Brüssel 2001.
- E. REITZENSTEIN: Wirklichkeitsbild und Gefühlsentwicklung bei Properz, Leipzig 1936.
- M. RUHL: Die Darstellung von Gefühlsentwicklungen in den Elegien des Properz, Göttingen 2001.
- D. R. SHACKLETON BAILEY: Propertiana, Cambridge 1956.
- C. R. SHEA: The Return of Cynthia and the Structure of Propertius Book IV, Diss., Ann Arbor 1984.
- H.-P. STAHL: Propertius: "Love" and "War". Individual and State under Augustus, Berlin 1985.
- W. STROH: Die römische Liebeselegie als werbende Dichtung, Amsterdam 1971.
- H. TRÄNKLE: Die Sprachkunst des Properz und die Tradition der lateinischen Dichtersprache, Wiesbaden 1960.
- K.-W. WEEBER: Das 4. Properz-Buch. Interpretationen zu seiner Eigenart und seiner Stellung im Gesamtwerk, Diss. Bochum 1977.

Anmerkungen:

- 1) Zu diesem Texterschließungsverfahren vgl. P. BARIÉ: Von der Textparaphrase zur Interpretation, in: AU XXXVI/4+5 1993, 23ff., sowie ibid. W. MEINCKE: Handreichungen zur Satz- und Texterschließung im Literaturunterricht, 69ff.; 79f.
- 2) A. GIULIANI: Was sich über Lyrik sagen läßt, in: Akzente 19 1972, 206ff.; 207.
- 3) Hier sei nur auf eines ihrer ins Deutsche übersetzten Bücher hingewiesen, in dem die „Romantische Liebe“ behandelt wird: H. FISHER: Warum wir lieben: Die Chemie der Leidenschaft, aus dem Amerik. v. M. KLOSTERMANN, Düsseldorf/Zürich 2005.
- 4) Etwa mit: PROPERZ und TIBULL: Liebeselegien, Lateinisch u. Deutsch, neu hg. u. übers. v. G. LUCK, Zürich u. Stuttgart 1964 (Hiernach wird

zitiert.) oder mit: PROPERZ: Sämtliche Gedichte, Lateinisch/Deutsch (UB 1728), übers. u. hg. v. B. MOJSISCH, H.-H. SCHWARZ, I. J. TAUTZ, Stuttgart 1993.

- 5) Zitiert nach M. THALMANN: Romantiker als Poetologen (Poesie u. Wissenschaft 11), Heidelberg 1970, 68.
- 6) J. VACHEK: A Prague School Reader in Linguistics, London 21969, 49; zitiert nach: CHVATIK, 56.
- 7) Zitiert nach: Theorie der Lyrik, hg. v. L. VÖLKER (UB 9594), Stuttgart 1986, 107.
- 8) C. BROOKS: Paradoxie im Gedicht. Zur Struktur der Lyrik, Frankfurt/M. 1965, 105.
- 9) Zitiert nach G. MOUNIN: Die Übersetzung. Geschichte, Theorie, Auswirkung, München 1967, 127.
- 10) E. LÉVINAS: De l'existence à l'existant, Paris 1981, 81.
- 11) S. MALLARMÉ: Œuvres complètes. Texte établi et annoté par H. MONDOR et G. JEN-AUBRY, Paris 1970, 857.
- 12) P. V. ZIMA: Kritik der Literatursoziologie (es 85), Frankfurt/M. 1978, 172.
- 13) Die Erkenntnisse J. MUKAŘROVSKÝs habe ich für die Interpretation der Horaz-Ode I 9 zu nutzen versucht: W. SCHINDLER: Die Sprache der Poesie in der „Soracte“-Ode des Horaz, in: AU XXXIII/6, 31ff.
- 14) Texte der russischen Formalisten, Bd. 2, hg. v. W. D. STEMPEL, München 1972, 30f.
- 15) Generell zur Interpretation vgl. W. SCHINDLER: Interpretationsweisen im Literaturunterricht der Alten Sprachen, in AU XXX/6 1987, 4ff.
- 16) A. RIMBAUD: Sämtliche Gedichte, französisch mit deutscher Übers. v. W. KÜCHLER, Heidelberg 1946, 214f.
- 17) H. TRÄNKLE zählt die hochpoetischen Wörter minutiös auf, 175.
- 18) Die Abruptheit des Szenenwechsels veranlasste Interpreten dazu, die Verse 19-20 für unecht zu erklären oder sie im Anschluss an das erste Distichon zu platzieren. In beiden Fällen wird das dichterische Verfahren des Properz verkannt, der den Leser am Anfang der Elegie von Szene zu Szene hetzt; vgl. zur Problematik H. TRÄNKLE, der auf die „syntaktische Schwierigkeit“ bei einer Umstellung hinwies, da „dann beide ‚cum‘ unverbunden nebeneinander stünden“, 180, Anm. 1.
- 19) Vgl. zu den Zurüstungen ROTHSTEIN, 314f.
- 20) TRÄNKLE, 181f., hat das Vokabular daraufhin durchmustert.
- 21) R. WARNING: Elemente einer Pragmasemiotik der Komödie, in: Das Komische, hg. v. W. PREI-

- SENDANZ u. R. Warning (Poetik u. Hermeneutik VII), München 1976, 279 ff.; 304f.
- 22) E. DUPRÉE: Le problème sociologique du rire, in: *Revue philosophique* 106, 1928, 213ff.
- 23) J. RITTER: Über das Lachen, in: ders.: *Subjektivität* (BS 379), Frankfurt/M. 1974, 62 ff.; 91f.
- 24) HOMER: *Odyssee*, übers. v. J. H. Voss, Basel 1946, 104.
- 25) Ausführlicher dazu KOMP, 122ff. u. 155ff.
- 26) Z. B. SHACKLETON BAILEY, 258.
- 27) BUTLER/BARBER zur Stelle sowie L. RICHARDSON zur Stelle.
- 28) Für das Bedeutungsspektrum des Verbs vgl. ROTHSTEIN, 322f.
- 29) Vgl. zum Folgenden KOMP, 146f., Anm. 2.

- 30) Eine solche Fragestellung hieße aber zu biographisch vorzugehen bzw. die Cynthia-Elegien zu einem Lebensroman zu verknüpfen.
- 31) Zurückzuweisen ist auf diesem Hintergrund die Ansicht von RUHL, 223, dass in der Elegie IV 8 „keine leidenschaftliche Liebesbestimmung wie in den vorangegangenen Büchern“ geschildert werde; die humorvollen Elemente beieinträchtigen keinesfalls die Intensität der Liebesempfindung.
- 32) F. T. VISCHER: *Asthetik*, hg. v. R. VISCHER, Bd. e 1-6 München 1923, Bd. 6, 208.
- 33) VON MATT zur Undine-Dichtung I. Bachmanns, 256.
WINFRIED SCHINDLER, Schwäbisch Gmünd

Religion oder Ethik? (Zweiter Teil)

Fortsetzung des Aufsatzes in FC 1/2007, S. 11-17

3 Moral und Religion in der römischen Antike

3.1 Bildhafte Präsentation der Einheit von Moral und Religion in römischer Frühzeit

Dem handlungsleitenden *Nomos* (Brauch, Gesetz) des homerischen Epos entspricht römischerseits „*mos*“, bzw. die „*mores maiorum*“ (Sitten der Vorfahren). „*mos*“ wie auch „*Nomos*“ sind Konstrukte einer individuellen Entscheidung (*iudicium animi*) des jeweiligen Handlungsträgers. Beide durchlaufen im täglichen Handlungsvollzug ihre „Bewährungsprobe“, ehe sie schließlich als „*mos*“ oder „*Nomos*“ zu standardisierten Maximen individuellen Handelns werden. Im gesellschaftlichen Diskurs kann ihre gesellschaftliche Anerkennung erreicht werden. Auf der Basis dieses Konsenses erfahren sie dann als „*mores*“ kollektive Verbindlichkeit.

Durch den Zusatz „*maiorum*“ wird das römische Selbstverständnis auf die konkreten Handlungsträger einer vergangenen Moralität verwiesen, deren Handeln (*exempla*) auch für die Gegenwart noch normative Gültigkeit beanspruchen soll. So leitet sich die besondere Bedeutung der römischen Wertvorstellungen nicht von irgendwelchen abstrakten Idealen ab²⁵. Sie gründet sich vielmehr auf die immer neu reflektierte, personengebundene Erfolgsbilanz ihrer ursprünglichen Repräsentanten. Dies sind

die hochstilisierten „*maiores*“, deren offensichtliche Erfolgsbilanz durch den kontinuierlichen Erinnerungsprozess („*memoria*“) wachgehalten und so für Gegenwart und Zukunft neu verpflichtend gemacht wird.

Denn nur sie, die Vorfahren („*maiores*“), waren es, die – nach Meinung der römischen Schriftsteller – mit ihrer Moral einst den Aufstieg der „*res publica*“ begründeten und ihre gegenwärtige Größe zur Zeit CICEROS garantieren. Diese ausgeprägte Rückbindung an die „Tugenden der Vorfahren“ findet ihren Ausdruck in der Verehrung der Ahnen im privaten und öffentlichen Raum. Hier zeigt sich das religiöse Bewusstsein als „*pietas*“-Haltung (Frömmigkeit) des Römers, die in der besonderen Beachtung und Verehrung von Göttern und Menschen ihren sichtbaren, kultischen Niederschlag findet. In religiösen Zeremonien wird perpetuierend die Leistung der Ahnen vergegenwärtigt. Tradierung und Relevanz der überkommenen Wertvorstellungen sind so in und für die Nachwelt gesichert und religiös verkleidet.

Als bedeutsame Präsentation der bildhaften Einheit römischer Moral und Religion kann der Jupitertempel auf dem Kapitol gelten. Schon in römischer Frühzeit war die Vorhalle des Tempels mit einer Ehrenstatue des ROMULUS, dem ersten Triumphator und Repräsentanten

kriegerischer „*virtus*“, der höchsten römischen Wertvorstellung, geschmückt. Im rituellen Akt des Triumphzuges wurde hier über die Zeiten hinweg dem siegreichen Feldherrn als Inkarnation dieses Wertes gehuldigt. Als Triumphator war er „der für diesen festlichen Akt gegenwärtig gewordene Jupiter Optimus Maximus, der den Sieg mit den Truppen erkämpft hatte.“²⁶ Direkt neben ihm wurde auch sein Nachfolger, NUMA POMPILIUS, verewigt. Letzterer gilt als Begründer der religiösen Institutionen und wurde damit zum frühesten Repräsentanten und Inbegriff von „*religio* und *pietas*“.

Auch der besondere Platz vor der Kurie – auf den Stufen des *Comitiums* – war mit der Statue des ATTIVS NAVIUS, dem Begründer des Augurats, geschmückt. Als Augur (Opferschauer) soll er gegenüber dem römischen König TARQUINIUS PRISCUS die unbedingte Einhaltung der religiösen Rituale angemahnt haben. So präsentiert auch diese Statue angesichts ihrer religiösen Attribute die enge Verflechtung von Religion und politischer Moral. Denn seinen Landsleuten galt er als personifiziertes Vermächtnis, alle werthaften Entscheidungen auch zukünftig durch gewissenhafte Erfüllung der religiösen Pflichten abzusichern.²⁷ „In diesen Erinnerungsfiguren, seien es nun vergangene Heldentaten, *exempla*, Orte, Rituale, Bilder, verfestigt sich ein Verhalten, das das Fundament der römischen Gesellschaft bildet. Und es ist gerade die Vergegenwärtigung dieser symbolischen Figuren, die eine Aktualisierung innerhalb der gesellschaftlichen Kommunikation ermöglicht.“²⁸

Die kulturelle Tradition und Personifikation herkömmlicher Werte, wie „*virtus*“ und „*pietas*“ in Gestalt von Ehrenmonumenten, Ahnenkulten, Grabdenkmälern und Tempelbauten (*Fides*, *Concordia*, *Pietas*) verweisen auf die enge und frühe Verbindung traditioneller Normenkomplexe mit religiösen Vorstellungen und Inhalten. „Der Anteil der als Götter gedachten Wertbegriffen war im religiösen Leben Roms beträchtlich.“²⁹ Dem in- und ausländischen Betrachter wird mit diesen öffentlich sichtbaren Symbolen die staatstragende Einsicht vermittelt, „dass bestimmte habituelle Verhaltensweisen der Römer, nämlich ihre ‚*virtutes*‘, zusammen mit der durch sie

gesicherten Gunst der Götter als entscheidende Ursachen des römischen Erfolges anzusehen sind.“³⁰

3.2 Die Bedeutung der Religion für die Moral der untergehenden Republik

3.2.1 im politischen Denken Ciceros

So führt auch Cicero die Vorrangstellung seines Volkes gegenüber anderen Völkern auf ihr spezifische religiöses Bewusstsein („*hac una sapientia*“) vom Wesen und Wirken des Göttlichen („*numen*“) zurück: „Weder durch Bevölkerungszahl überragten wir die Spanier noch an Stärke die Kelten, weder an Schlaueheit die Punier noch an künstlerischen Fähigkeiten die Griechen, schließlich nicht einmal die Italiker und Latiner selbst in der ihnen eigenen Sinnesart, aber in Frömmigkeit und Religiosität und in dem einen Wissen, dass durch das Walten der Götter alles bestimmt und gelenkt wird, waren wir allen Völkern und Nationen überlegen. „... *nec numero Hispanos nec robore Gallos nec calliditate Poenos nec artibus Graecos nec denique ipso huius gentis ac terrae domestico nativoque sensu Italos ipsos ac Latinos, sed pietate ac religione atque hac una sapientia, quod deorum numine omnia regi gubernarique perspeximus, omnes gentes nationesque superavimus.*“ (*De haruspicum responso* 19, Hervorhebung vom Verf.)

Es ist sicher kein Zufall, dass Cicero hier wie auch andernorts im religiösen Kontext vom „*numen deorum*“ spricht, dem durch „*pietas*“, der persönlichen Haltung im Rahmen des religiösen Kultus, Rechnung getragen wird. Gehört Cicero doch bei aller konservativen Grundhaltung schon zu den aufgeklärten römischen Politikern und Philosophen, deren Weltbild nicht mehr durch den traditionellen Glauben an die Götter („*deorum*“) bestimmt wird. Die ehemals anthropomorph, personal gedachten, römischen Schutzgottheiten, die dem Menschen in seinem täglichen Handeln und Denken helfend und strafend beiseite standen, sind für den kritischen Menschen und philosophischen Eklektiker Cicero kein Thema mehr. Eher dürfte er sich er dem „*Numen*“ (göttlichen Wirken) als Inbegriff eines planenden, übermenschlichen Schicksals

(*fatum*) verpflichtet fühlen, das für ihn Garant des Aufstiegs und Größe Roms ist. Daher sollte der von ihm verwendete Begriff „*religio*“ nicht im Sinne eines traditionellen, personalen Götterglaubens interpretiert werden, auf den er aber grundsätzlich seine Zeitgenossen – wieder – verpflichten möchte.

Akzentuierung und Parallelisierung von „*religio*“ und „*pietas*“ als individuell und kollektiv eingefordertem Habitus ist in dieser Textstelle bemerkenswert. Soll hier eine römische Grund- und Geisteshaltung wieder mit Nachdruck ins Bewusstsein gerufen werden, deren Abglanz nur noch in formalen, wenn auch noch gesellschaftlich halbwegs relevanten, Kultpraktiken („*religio*“) bestand? Damit könnte er sich auf den Schriftsteller und Zeitgenossen VARRO berufen, da dieser in der Einleitung seiner „*Antiquitates Rerum Divinarum*“ klagt: „er fürchte, dass die Götter zugrunde gingen, nicht durch Einfall der Feinde, sondern durch die Nachlässigkeit der Bürger.“ „*Se timere, ne pereant (sc. dei), non incurso hostili, sed civium negligentia ...*“³¹

Auch Cicero selbst thematisiert in „*de natura*“ derartige Verfallserscheinungen, wenn er die römische Nobilität kritisiert: „Aber die Nachlässigkeit der Nobilität hat die Auguraldisziplin in Vergessenheit geraten lassen, und die Wahrheit der Vogelzeichen wurde missachtet; geblieben ist nur noch der Schein.“ „*Sed negligentia nobilitatis augurii disciplina omissa veritas auspiorum sprete est, species tantum retenta*“ (*de nat.* II 8)

Mahnt Cicero hier ein neues, lebendigeres Religionsbewusstsein an, dessen primäre Funktion in der moralischen Rückbesinnung auf die „*mores maiorum*“ besteht? Will er angesichts der maroden Moral der römischen Gesellschaft das noch immer vorhandene Potential einer ehemals virulenten römischen Volksfrömmigkeit für seine angestrebte Reform der *res publica* nutzbar machen? In diese Richtung könnte die Textstelle aus „*de legibus*“ zielen, wo er ATTICUS die Sinnfrage der Auspizien mit den Worten reflektieren lässt: „Aber in eurem Kollegium gibt es zwischen Marcellus und Appius, vortrefflichen Auguren, große Differenzen ..., da der eine meint, diese Auspizien seien zum Nutzen des Staates veranlasst, während der andere

glaubt, dass man offensichtlich mit eurer Kunst gleichsam Voraussagen treffen könne.“ „*Sed est in collegio vestro inter Marcellum et Appium, optimos augures, magno dissensio..., cum alteri placeat auspicia ista ad utilitatem esse rei publicae composita, alteri disciplina vestra quasi divinari videatur posse.*“ (*de leg.* II 32, Hervorhebung vom Verf.)

KOCH spricht hier von einer „offenen Auseinandersetzung zwischen führenden Männern der Priesterschaft über die wahrlich zentrale Frage, ob den Auspizien (noch) eine objektiv mantische Qualität eigne, oder ob sie für den Wissenden nichts mit Religion zu tun hätte, vielmehr als nützliches Mittel der Staatsführung aufgefasst werden müsste“³² (Hervorhebung vom Verf.).

Damit käme einer derartigen Wiederbelebung von „*pietas*“ eine gesamtgesellschaftlich moralgenerierende Funktion zu. Diese ist zwar immer noch religiösen Ursprungs, erhält aber nach Cicero nun eine neue – säkulare – Bedeutung. Sie wird zum Auslöser und Garanten der ersehnten, kulturellen, politischen, und vor allem moralischen Erneuerung der *res publica*. Dabei konnte sich Cicero auf den ambivalenten, sowohl theologischen wie moralischen, Deutungsgehalt von „*pietas*“ stützen, der diesem Begriff von alters her innewohnte.³³ Zum einen war damit die kollektive, demutsvolle Haltung gegenüber den Göttern gemeint. Gleichzeitig war „*pietas*“ aber auch eine bedeutsame moralische Kategorie für zwischenmenschliche Beziehungen, insbesondere Ausdruck der Achtung und Ehrfurcht gegenüber den Eltern („*pius Aeneas*“), wie auch der Verpflichtung gegenüber dem Vaterland: „Als *pietas* bezeichnen sie das, was uns gegen das Vaterland, die Eltern oder andere Blutsverwandte die Pflicht zu erfüllen heißt.“ – „*pietatem (appellant), quae erga patriam aut parentes aut alios sanguine coniunctos officium conservare moneat* (Cicero, *de inv.* II 161).

Nach seiner Rückkehr aus dem Exil und dem offensichtlichen Verlust seines politischen Einflusses blickt Cicero mit zunehmender Resignation und Pessimismus in die Zukunft. Der individuelle Glaube (*pietas*) an die Götter ist erloschen. Religion wird noch von Staats

wegen zelebriert, ist aber im reinen Formalismus erstarrt. Die Moral der Gesellschaft steuert gleichzeitig ihrem Tiefpunkt entgegen. Moralisch und politisch zeichnet sich für ihn der Untergang der „*res publica*“ ab. Nur der Blick und die Orientierung an der Vergangenheit, an den immer wieder beschworenen „*mores maiorum*“, geben ihm noch den Funken Hoffnung, der ihn persönliche und politische Schicksalsschläge ertragen lässt. War doch die „Moral der Väter“, Ausdruck und Konsequenz einer transzendenten Bindung, die als „*pietas*“-Haltung des Einzelnen in Erscheinung trat und gleichzeitig das Kollektiv auf die „*mores*“ verpflichtete. Warum sollte eine derartige, im römischen Wesen tief verwurzelte, religiöse Haltung nicht auch jetzt noch – neu belebt – moralisches Bewusstsein und politisches Verantwortungsgefühl wecken können?

3.2.2 in der historischen Erinnerung Sallusts

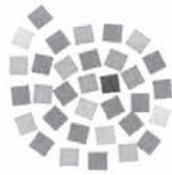
Ähnliche Gedanken lassen sich auch beim Zeitgenossen Ciceros, dem Historiker SALLUST, finden. Auch er kann als Protagonist einer funktional orientierten, moralrelevanten, religiösen Bewusstseinshaltung der ausgehenden Republik gelten. In dem bekannten, geschichtstheoretischen Exkurs seiner Schrift „Über die Verschwörung des Catilina“ kritisiert er – ähnlich wie Cicero – die korrupte Gegenwart mit ihrem moralischen Verfall im Spiegel einer glanzvollen – idealisierten – Vergangenheit. So spricht auch er von den Römern als ehemals „*religiosissimi mortales*“ (Cat. 12, 3), denen Rom seine einstige Größe und Bedeutung zu verdanken habe.³⁴ Der Verlust dieser „religiösen Superlativität“ schlage sich – so Sallust – nun in einem eklatanten Sittenverfall nieder, den zu beschreiben, er sich in seinen Werken zur Aufgabe gemacht habe.

Auch nach seinem Verständnis ist die hochreligiöse römische Frühzeit Garant einer ausgeprägten Moralität der römischen Bürgerschaft gewesen. „*Pietas*“ als individuelle Haltung und „*religio*“ als gesamtgesellschaftliche kultische Verpflichtung sollen die moralische Wende im Untergang bringen. Daher gilt es, dieses latente Potential zu aktivieren, um in zeitgemäßer Rekonstruktion des archaischen „*religiosissimus homo*“ ein neues, staatsbürgerliches, moralisches

Verantwortungsbewusstsein in und für die *res publica* zu wecken. So wäre gewährleistet, dass sowohl „ein Gläubiger gläubig, ein Aufgeklärter in seiner Weise akzeptieren konnte, dass die Beschäftigung mit gottesdienstlichen Handlungen ein Erziehungsmittel zur Sittlichkeit aller ersten Ranges sei ...“³⁵

Sallust wie Cicero geht es vordringlich um die moralische, und damit auch politische Reform der *res publica*. Für diese Erneuerung reklamieren beide vordergründig und stereotyp die alten Tugenden, wie sie in den „*mores maiorum*“ – noch – plakativ „im Umlauf sind“. Aber lassen sich diese bei den gegebenen politischen Verhältnissen allein durch Appelle an die Verantwortlichen noch zu neuem Leben erwecken?³⁶ Bietet da nicht die noch greifbare Substanz der religiösen Verfassung der römischen Bürgerschaft psychologisch günstigere Voraussetzungen zur Revitalisierung traditioneller Werte? Auf diese enge Beziehung von Religion und Moral im römischen Denken weist Koch in seinen „Studien zu Kult und Glauben der Römer“ hin, wenn er sagt: „Die Stabilisierung bzw. Restabilisierung von Werten hat bei Cicero daneben auch eine religiöse Dimension. Die Tugend erlaubt dem Menschen eine Annäherung an Gott. Diese traditionelle, letztlich auf PLATON und ARISTOTELES zurückgehende Vorstellung, erlangt in der Schrift ‚Über den Staat‘ eine neue Bedeutung.“³⁷

Eine solche Wiederbelegung römischer Religiosität ist bei beiden antiken Schriftstellern der Generator individueller und staatsbürgerlicher Moralität. Gemäß ihrer retrospektiven Orientierung und Akzentuierung kann nur eine Rückbesinnung auf den ursprünglichen, religiösen Habitus der römischen Gesellschaft die moralische Umkehr bewirken. Im Rückgriff auf die Grunderfahrung römischer Frühzeit, in der Religiosität Moralität einst generierte, hoffen beide, diesen „Mechanismus“ auch für die marode Gegenwart nutzen zu können. Die noch virulenten, bis ins Detail regulierenden, disziplinierenden und Gemeinschaft konstituierenden, religiösen Praktiken und Gebote sind für Cicero und Sallust Fix- und Ausgangspunkt der gewünschten politisch-moralischen Erneuerung.



HELTUR

LERNEN DURCH REISEN

Ihr Partner für das besondere Unterrichtserlebnis vor historischer Kulisse

Planen Sie mit HelTur Ihre individuelle Gruppenreise. Entdecken Sie mit Ihren Schülern die faszinierenden Wurzeln der europäischen Kultur sowie das pulsierende Leben von heute.

Sie werden von uns kompetent in allen Einzelheiten beraten und erhalten detaillierte Informationen über die kulturell-historischen Sehenswürdigkeiten, die Städte und das Umland Ihrer Reiseroute sowie ausgefallene Ausflugstipps!

Wir unterstützen Sie mit unserer 25-jährigen Erfahrung und erstellen Ihnen ein unverbindliches Angebot nach Ihren speziellen Reisewünschen.

**Besser informiert, mehr Zeit für Details, entspannt und sicher reisen!
Kontaktieren Sie uns, wir kümmern uns um Ihre Wünsche:**

Tel: 0861 / 209988-21 - Fax: 0861 / 209988-85
heltur@heltur.de - www.heltur.de



Daher werden sie nicht müde, in ihren Schriften diesen Funktionalismus als letzte Rettung anzumahnen.

Letztlich aber resignieren beide angesichts des zunehmenden, politisch-moralischen Verfalls der *res publica*. Ihre an der römischen Frühzeit orientierte Vision scheitert an der Akzeptanz und am Unverständnis der politischen Führungsschicht, die dieses religionspolitische Programm hätte umsetzen sollen. Dennoch können beide als Theoretiker und Protagonisten einer Vorstellung gelten, die in der von ihnen proklamierten Interdependenz von Moral und Religion die politische Zukunft – und ggf. auch Rettung – „ihrer“ *res publica* zu sehen glaubten.

Trotz ihrer prinzipiell konservativen Grundhaltung erweisen sie sich als „vorausschauende Psychologen“. Mit ihrer politischen Hypothese „Kultbetätigung richtig verstanden, ist ein Mittel sittlicher Vervollkommnung“³⁸ sind sie ihrer Zeit ein halbes Jahrhundert voraus. Denn die von ihnen angestrebte und unter AUGUSTUS durchgeführte „*Renovatio imperii Romani*“ wird nun unter völlig veränderten politischen Bedingungen das Regierungsprogramm eines Kaisers.

3.2.3 im religionspolitischen Programm des Kaisers Augustus

Wenige Jahrzehnte später gelingt es diesem, den von Cicero und Sallust vorgezeichneten Weg zu gehen. Mit einem religionspolitischen Reformprogramm sondergleichen vernetzt Kaiser Augustus die römische Gesellschaft und sucht, auf diesem Wege den Zeitgenossen ein/sein neues moralisches und politisches Weltbild zu vermitteln.

Die dabei erreichte, allgemeine Akzeptanz der neuen Herrschaftsform, des Prinzipats, beruht nicht zuletzt auf der genialen Schöpfung einer machtpolitischen Programmatik, die stark religiös besetzt ist. Diese zieht ihre Legitimation vor allem aus einer neu inszenierten Religiosität personaler Selbstdarstellung des *Princeps* sowie der religiösen Transformation seines umfassenden Reformprogramms.

Die verschiedenen, religionspolitischen Maßnahmen des *Princeps* bieten ein anschauliches Modell, wie die „schleichende Divinisierung“

einer Person die kaiserliche Autorität stärkt. Mit einer in religiöser Aura ausgestatteten Machtbasis fällt es ihm leicht, auch die alten Wertvorstellungen der *res publica* als religiöse Offenbarungen und Verpflichtungen der Öffentlichkeit zu vermitteln. Auf diesem Wege sichert er ihre gesellschaftliche Akzeptanz – und das nachhaltiger als durch ihre rein formal gesetzliche Verankerung. Dabei bedient er sich geschickt der öffentlichkeitswirksamen Medien, wie Dichtung, Kunst, Architektur und Münzprägung, um die Ubiquität der moralischen Reformen im Reich durchzusetzen. Das bedarf der näheren Erläuterung:

Zu Beginn seiner Regierungszeit ließ Augustus die altherwürdige Trias von Jupiter, Juno und Minerva – den höchsten Gottheiten der römischen Geschichte – durch die von Apoll, Diana und Ceres ersetzen. Das war riskant. Denn Jupiter war für die Römer über Jahrhunderte hinweg oberster, omnipotenter Gott, und damit erster Adressat ihrer Opfer, Gebete und Wünsche. Jetzt aber war „die sakrale Identifikation der Römischen Republik mit Jupiter ... von Augustus aufgelöst worden“.³⁹ An die Stelle Jupiters trat nun der persönliche Schutzgott des Kaisers, Apollo. Jupiter hatte die *vergaenge* politische Ordnung der *res publica* repräsentiert. Spätestens mit dem Sieg bei Actium 31 v. Chr. hatte Augustus dieser beschädigten Ordnung seine persönliche Absage erteilt. So war es nur folgerichtig, auch das religiöse Koordinatensystem *seiner* Zeit neu, sichtbar und nach eigenem Ermessen zu besetzen.

Die öffentlichkeitswirksame Nähe des Kaisers zu dem neuen, obersten Staats-Gott, Apoll, war sicherlich nicht nur Ausdruck einer besonderen persönlichen Bindung oder Ehrung. Vielmehr deutet sich hier bereits die religiös fundierte Programmatik einer neuen Gesellschaftsordnung an. Um diese im einzelnen durchsetzen zu können, bedurfte es einer weitsichtigen und nachhaltigen Stärkung der frühkaiserlichen „*auctoritas*“ (politische Geltung).⁴⁰ Sie gründete sich auf die Personalunion von Haus und oberstem Staatsgott. Mit der gezielten Anbindung des Regenten an die göttliche Autorität hatte sie so ihren besonderen Charakter, ihr Charisma, gefunden.



GLAESSER, ROLAND

Wege zu Cicero

Per Aspera ad Astra
Intensivkurs für Studierende zur
Vorbereitung auf die Cicerolektüre

2007. 218 Seiten, 33 Seiten Anhang.
(Sprachwissenschaftliche Studienbücher)
Kart. € 18,-
ISBN 978-3-8253-5346-9

MÄNNLEIN-ROBERT, IRMGARD

Stimme, Schrift und Bild

Zum Verhältnis der Künste
in der hellenistischen Dichtung

2007. ca. 376 Seiten. (Bibliothek
der klassischen Altertumswissen-
schaften, Band 119)
Geb. ca. € 55,-
ISBN 978-3-8253-5254-7

PINKSTER, HARM
KROON, CAROLINE

Latein – Eine Einführung

Aus dem Niederländischen
übersetzt von Roland Hoffmann
2006. x, 184 Seiten, 3 Abbildungen,
5 Karten.
Kart. € 15,-
ISBN 978-3-8253-5267-7

SAUER, JOCHEN

Argumentations- und Darstellungsformen im ersten Buch von Ciceros Schrift *De legibus*

2007. 286 Seiten, 22 Abbildungen.

(Bibliothek der klassischen Alter-
tumswissenschaften, Band 118)

Geb. € 45,-
ISBN 978-3-8253-5163-2

SCHMIDT, ERNST A.

Clinamen

Eine Studie zum dynamischen
Atomismus der Antike
Mit einem Beitrag von Hans
Günter Doşch

2007. ca. 208 Seiten. (Schriften der
Philosophisch-historischen Klasse
der Heidelberger Akademie der
Wissenschaften, 42/07)
Kart. ca. € 28,-
ISBN 978-3-8253-5397-1

DINGEL, JOACHIM

Senecas Epigramme und andere Gedichte aus der Anthologia Latina

Ausgabe mit Übersetzung und
Kommentar

2007. 336 Seiten. (Wissenschaftliche
Kommentare zu griechischen und
lateinischen Schriftstellern)
Geb. € 72,-
ISBN 978-3-8253-5343-8

HÖMKE, NICOLA
BAUMBACH, MANUEL (Hg.)

Fremde Wirklichkeiten

Literarische Phantastik
und antike Literatur

2006. x, 437 Seiten, 11 Abbil-
dungen. (Kalliope – Studien zur
griech. und lat. Poesie, Band 6)
Geb. € 45,-
ISBN 978-3-8253-5266-0

D-69051 Heidelberg · Postfach 10 61 40 · Tel. (49) 62 21/77 02 60 · Fax (49) 62 21/77 02 69
Internet <http://www.winter-verlag-hd.de> · E-mail: info@winter-verlag-hd.de

Im Rahmen der dreitägigen Saecularfeier wurde Apoll als offizieller Schutzgott der „*familia Caesaris*“ proklamiert. Im Anschluss an diese Feierlichkeiten berief Augustus ein „*Consilium prudentium*“, eine Art Staatsrat. Dieser hatte auf dem Palatin, unter dem Schutz Apolls und seinem Vorsitz zu tagen. Damit schuf der Kaiser ein bedeutsames, politisches Organ, das zunehmend – an der klassischen, republikanischen Institution des Senats vorbei – die/seine Gesetzgebung koordinierte. Ausreichende Legitimation dieses Gremiums war die schon oben erwähnte „*auctoritas*“ des Kaisers. Seine besondere Weihe aber erhielt dieses Gremium durch den ihm bestimmten Tagungsort, den Palatin.

Hier stand das kaiserliche „Haus“ unter dem besonderem Schutz des Gottes Apoll. Auch eine Dependence des Vesta-Heiligtums hatte Augustus hier angesiedelt, „womit sich der Kult dieser Göttin, die damals vor allem als eine Schutzgottheit des römischen Staates galt, zu einer Art Hauskult des Augustus wandelte.“⁴¹ Die Vestalinnen symbolisierten als Priesterinnen der Vesta mit ihrer Aufsicht über das ewige Herdfeuer Kontinuität und Ewigkeit der römischen Herrschaft, als deren leibhaftiger, alleiniger Garant und Repräsentant nunmehr er, der *Princeps*, gelten konnte. Gleichzeitig war der Palatin auch Gründungshügel Roms mit der legendären Hütte des Romulus und Remus, in deren genealogische Linie sich Augustus bis hin zur Göttin Venus einzureihen verstand. So „ging das von Octavian in Rom inszenierte Wohnen bei Apollo weit über alles hinaus, was man hier auf dem Feld der Nachahmung hellenistischen Gottmenschentums seit SULLA erlebt hatte. Der *Divi filius* manifestierte seine göttliche Begnadung in noch sinnfälligerer Form als es sein Vater mit dem Tempel der Venus Genetrix getan hatte.“⁴²

Auch andere religionspolitische Maßnahmen, wie Übernahme des obersten Priesteramtes als „*Pontifex maximus*“, Wiedereinführung alter, vernachlässigter Götterkulte, Auffüllung der Priesterkollegien, etc. ... dienten vornehmlich dazu, die „göttergerechte“ Stellung des *Princeps* öffentlichkeitswirksam unter Beweis zu stellen. So dürfen diese Maßnahmen als Meilensteine einer „schleichenden Divinisierung“ des *Prin-*

ceps gesehen werden. Denn „Octavian Augustus setzte alles daran, den sakralen Nimbus zu festigen, der ihn umgab. Schon die Heiligkeit des Volkstribunen, die er in der Nachfolge des Diktators (CAESAR) übernahm, hatte dem gedient. War diese Eigenschaft eher im staatlich-administrativen Bereich angesiedelt, bemühte er sich bereits früh darum, seine Person in die Nähe zweier durch Kult und allgemeine Verehrung herausragender Götter, Mars und Apollo, zu rücken.“⁴³

Zwar war er politisch klug genug, – angesichts des tragischen Schicksals seines ermordeten Adoptivvaters, Caesar – sich der Verehrung als Gott für den Westteil des Reiches immer strikt zu verweigern, im Osten sie aber immerhin zu dulden. In jedem Fall erfuhr die „*auctoritas*“ des *Princeps* im Westen des Reiches auch so eine derartige Steigerung, dass es die letzten zwanzig Jahre seiner Regentschaft keiner weiteren Titel oder Ämter mehr bedurfte, um sie politisch bedingungslos geltend zu machen. „Der *Princeps* überragte alle kraft seines Ansehens und seiner Autorität, die gewaltig waren und keine Erklärung zuließen.“⁴⁴

So sehr Augustus bestrebt war, die Religion in ihren verschiedenen Ausformungen zuallererst für sein eigenes, politisches Profil zu instrumentalisieren,⁴⁵ war er doch gleichzeitig auch daran interessiert, über dieses Medium seinen Untertanen nach den langen Bürgerkriegsjahren wieder ein moralisches Bewusstsein zu vermitteln. Auf diese Weise, so hoffte er, ließ sich der moralische Standard des breiten Volkes heben. Dabei war es sein besonderes, politisches Anliegen, diese „*Renovatio imperii*“ nachdrücklich als Wiederbelebung der „guten alten Sitten“ (*mores maiorum*) erscheinen zu lassen. Wie im Politischen das Kontinuitätsprinzip einen reibungslosen Übergang der republikanischen Ordnung zur Herrschaftsform des Prinzipats vorgaukelte, bot der Rückgriff auf die religiöse Grundstruktur römischen Selbstverständnisses die ihm ideal erscheinende Plattform zur Vermittlung der neuen Moral. „Augustus beanspruchte, sowohl die Vergangenheit wieder zu beleben als auch Maßstäbe für die Zukunft aufzustellen.“⁴⁶ So bediente er sich politischer und moralischer

Wertvorstellungen, die einst die intakte, alte *res publica* ausgezeichnet hatten. Diese waren die gleichen, wie Cicero und Sallust sie ein halbes Jahrhundert zuvor unaufhörlich eingefordert hatten, ohne aber dieselben aus eigenem Vermögen politisch auch durchsetzen zu können.

Das „neue Zeitalter“ – so die Botschaft des Augustus – ist in Wirklichkeit „nur“ die Fortsetzung bzw. Wiederherstellung der alten Ordnung, in der die Werte noch unbedingte Gültigkeit besaßen. Damit blieb der eigentliche, revolutionäre Charakter seiner politischen Herrschaftsordnung weitgehend verschleiert. Im Gegenteil, mit der von ihm initiierten „*restitutio*“ republikanischer Wertvorstellungen garantierte er augenscheinlich politische Kontinuität und vermittelte gleichzeitig den Untertanen seine vermeintliche Wertschätzung der alten, republikanischen Ordnung⁴⁷, indem er ihre Werte ostentativ auf „seinen Schild“ („*clupeus aureus*“) erhob.

Als Kaiser verfügte er naturgemäß über alle notwendigen Machtmittel zu ihrer Wiederherstellung, wusste aber gleichwohl, dass Macht Moral auf Dauer nicht generieren würde.⁴⁸ Doch einerseits begünstigte sein Vorhaben der Zeitgeist. Denn die durch lange Bürgerkriegszeit de- und entmoralisierte Bürgerschaft sehnte sich nach Frieden, Sicherheit, Einigkeit, Gerechtigkeit und „Treu und Glauben.“ Andererseits verstand es Augustus, das wieder geweckte religiöse Bewusstsein seiner Zeitgenossen gezielt für die „*Restitutio*“ der alten Werte zu nutzen. „Seine Besinnung auf die religiösen und sittlichen Wertvorstellungen des von der Legende und Sage verklärten alten Rom ist somit teils religiös-politisch, teils aber auch durch die romantische Stimmung in der Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. bedingt.“⁴⁹

Zur Propagierung und Restituierung derselben bediente er sich aller ihm zur Verfügung stehenden Medien, wie Literatur, Kunst, Architektur, etc. Dabei verließ er sich nicht allein auf die ihm eigene Auftrags- und Gesetzesvollmacht, sondern nutzte gezielt religiöse Ausdrucksformen als Transmissionsriemen eines gesamtgesellschaftlichen, politischen und moralischen Reformprogramms. Ausgewählte Beispiele dieser neuen religiösen „Kultur“, die der Devise

„Religion generiert Moral“ folgen, mögen diesen Sachverhalt abschließend illustrieren.

In den „*Res gestae*“, seinem Rechenschaftsbericht, rühmt sich Augustus, den Janus-Tempel – religiöse Symbolstätte für Krieg und Frieden – in seiner Regierungszeit dreimal geschlossen zu haben. So präsentiert er sich den Zeitgenossen als Bewahrer und Hüter des inneren und äußeren Friedens. „*Pax*“ wird fortan – bis in die Gegenwart – zum sprichwörtlichen Synonym Augusteischer Herrschaft. Die daraus resultierenden politischen Werte, wie Eintracht (*Concordia*) und öffentliches Wohlergehen (*Salus publica*), aber auch *Pax* (Frieden) selbst, lässt er – durch entsprechende Götter-Statuen personifiziert – kultisch verehren. Damit nimmt er diesen politischen Begriffen ihre alltagsweltlichen Bezüge. Er entzieht sie allgemeiner, konstruktiver, gesellschaftlicher Kompetenz und siedelt sie stattdessen als verehrungswürdige, abstrakte Ideologumena am Götterhimmel an, dem er als Kaiser naturgemäß am nächsten steht. Die dem politischen Tages-Geschehen enthobenen Wertvorstellungen erfahren durch Abstrahierung und Transzendierung eine neue Wertigkeit. Angesichts der forcierten religiösen Sensibilisierung der Gesellschaft erhöht sich ihre allgemeine Akzeptanz. Der Kaiser als religiöser Sachwalter sorgt in öffentlichkeitswirksamer *Pietas*-Haltung und Handlung für ihre dauerhafte Vergegenwärtigung, indem er sich den Untertanen als deren Träger, Mittler und Garanten präsentiert.

Eine ähnlich sinnhafte Konstruktion weist auch die künstlerische (Auftrags-) Gestaltung der Außenmauer der „*Ara Pacis*“ auf. Hier führt Augustus mit seiner Familie eine lange Prozession an, die im Begriff ist, den Göttern das Dankopfer für den wiederhergestellten Frieden zu bringen. In dieser Bildkomposition repräsentiert der Kaiser das alte, republikanische Wert- und Rollenverständnis des ehrwürdigen „*pater familias*“. Seine vornehmliche Pflicht war das religiöse Opfer, stellvertretend für den gesamten Personenverband der „*familia*“. Die besondere Stellung und Wertigkeit dieser Großfamilie wird mit der langen Porträt-Reihe der „Angehörigen“ unterstrichen, die vom engen verwandtschaftlichen bis hin zum politischen Gefolge reicht.

Bekanntlich hat Augustus die Reform und Bedeutung der Familie primär durch besondere gesetzgeberische Maßnahmen zu regeln gesucht. Aber für sein taktisches Geschick ist es bezeichnend, auch hier nicht nur der Macht der Gesetze zu vertrauen. Denn er wählt zur gesellschaftlichen Durchsetzung seiner Vorstellungen den Weg der Sakralisierung der traditionsgeprägten Wert-Rolle des „*pater familias*“, indem er sich selbst sichtbar und vorbildlich an die Spitze des Opferzuges seiner „*familia*“ setzt. Das geistliche Gefolge der Priester und Vestalinnen unterstreicht die besondere Würde und Weihe seiner Rolle als Schutz- und Schirmherr der „*familia*“ schlechthin. Die dabei präsentierte Skulpturen-Darstellung seiner Genealogie bis hin zu Aeneas, dem Stammvater der Römer, und damit letztlich bis hin zu Venus, seiner göttlichen Mutter, erhöht noch den Verbindlichkeitsgrad dieser alten /neuen patriarchalischen Wertvorstellung. In dieser religiösen Verkleidung lässt sich seine restaurative Familienpolitik gesellschaftlich überzeugender vermitteln als mit Sanktionen bei gesetzwidrigem Verhalten.

Die Funktion und Bedeutung des palatinischen Apollo-Tempels wurde für die „schleichende Divinisierung“ des Kaisers als Person bereits thematisiert. Hier soll für unseren Zusammenhang noch kurz das in Auftrag gegebene, schmuckhaft klassizistische, kultische Bildprogramm angesprochen werden. Seine politische Botschaft charakterisiert PAUL ZANKER folgendermaßen: „Es waren sicherlich nicht in erster Linie Kunstkenner und Kunstgenuss, die Augustus und seine Berater veranlassten, als Kultbilder des so bedeutungsvollen neuen Tempels griechische Meisterwerke der klassischen Zeit wiederzuverwenden (...) Wie in der Rhetorik und Literatur glaubte man auch in der Bildkunst an eine moralische Wirkung der klassischen Form. Der auf Ordnung „Reinigung“ und „Erneuerung“ gerichtete politische Wille hatte hier die ihm adäquate Ausdrucksform gefunden.“⁵⁰

Neben Abstrahierung, Personalisierung und Deifizierung der republikanischen Wertvorstellungen geht Augustus auch den Weg der Stilisierung seiner politischen Programmatik. Indem er bei der künstlerischen Ausgestaltung des Tempels bestimmte formale Prinzipien der

griechischen Klassik gezielt zur Anwendung bringt, sucht er den Betrachter über die äußere Form der Darstellung auf die ihm bedeutsamen Prinzipien der Erneuerung, Reinheit und Ordnung ideell zu verpflichten. So wird auch das ästhetische Empfinden des Einzelnen in den Dienst der politischen Sache gestellt. Ehrfurcht als ursprünglich religiöses Paradigma findet hier in der Kunst sein sichtbar ästhetisches Äquivalent. So leisten „künstliche Religion“ und religiöse Kunst gleichermaßen ihren Beitrag zur gesellschaftspolitischen Integration jedes einzelnen römischen Bürgers.

Ein abschließendes Beispiel aus der Auftragsdichtung des Kaisers mag verdeutlichen, wie Augustus bis in die Semantik der poetischen Sprache hinein religiöse Bilder und Vorstellungen als Transmissionsriemen für sein gesellschaftspolitisches Moralprogramm zu nutzen versteht. In der Jahrhundertfeier im Jahre 17 v. Chr. lässt⁵¹ Augustus das neue Zeitalter von HORAZ im „*Carmen saeculare*“ mit den Worten würdigen: „Schon wagen Treue, Frieden, Ehre, alte Scheu und längst vergessene Tugend zurückzukehren.“ – „*Iam Fides et Pax et Honos Pudorque priscus et neglecta redire Virtus aude*.“⁵²

Das Attribut „*Priscus*“ hat seinen grammatischen Bezug in den Maskulina „*Honos*“ und „*Pudor*“. Durch seine pointierte Schlussstellung in der Aufzählung ist jedoch auch der Rückbezug auf die Feminina des Tugendkatalogs gegeben. So werden all diese römischen Werte einem hintergründigem Traditionswissen zugeordnet, das den Leser automatisch zum Vergleich von „früher und jetzt“ bringt und so die Notwendigkeit der Reform unterstreicht. Assoziativ werden diese durch das Prädikat „*redire aude*“ personifizierten Tugenden als religiöse Wirklichkeit in Gestalt der jedem Römer sichtbaren Heiligtümer wahrgenommen. Mit dieser religiösen Verkleidung wird ihr Anspruchscharakter unterstrichen, die Gültigkeit gesteigert und die Reform verdringlicht.⁵³

In die gleiche Richtung zielt das zunächst negativ konnotierte, folgende „*neglecta*“ (vernachlässigt). Denn es thematisiert deren Verfall, ohne allerdings ausdrücklich einen dafür in der Vergangenheit der *res publica* Schuldigen zu

nennen. Denn noch sind rudimentäre, republikanische Bewusstseinsstrukturen allzu gegenwärtig. Und der schmerzhaft Wandel des Staatswesens von der „*res publica*“ zur „*res privata*“ des Kaisers dürfte noch nicht von allen Schichten des Volkes bewusstseinsmäßig vollzogen sein. Wenn auch Augustus selbst dem politischen Zeitgeist der Vergangenheit grundsätzlich eine Absage erteilt, strebt er doch gleichzeitig mit der „Erinnerungskultur“ des „*neglecta*“ die Aussöhnung der alten mit der neuen Zeit an. Als instrumenteller Modus tritt dabei das „*redire*“ in Erscheinung. Zwar ist der der Prinzipat ein Neuanfang, – aber unter bewusster Berücksichtigung der Fundamente, die Rom groß gemacht haben. Daher werden diese von ihm nun gleichsam „freigelegt“ und der Öffentlichkeit vor Augen geführt.

„*Virtus*“ als höchste römische Wertvorstellung bildet in dieser Reihung Schluss- und Höhepunkt der vorangestellten Sekundär-Werte. In ihr summieren sich gleichsam die Einzelwerte. Der Römer – der Mann – als Träger von *virtus* hat seinen sichtbaren Ausdruck, seine Inkarnation im Prinzeps (wieder)gefunden. Denn er, Augustus, ist es letztlich, der das Wagnis („*audet*“) des Neubeginns eingeht. Unter seinem Schirm und Schild („*clupeus aureus*“) stehen fortan diese Tugenden als Repräsentanten einer neuen, und doch ursprünglichen Moral. Unter seiner politischen Führung sind sie Wegweiser der sich abzeichnenden „*Renovatio imperii Romani*“. Mit ihrer kultischen Wiedergeburt sucht er die alte mit der neuen Zeit zu versöhnen. Indem er das Moralverständnis gezielt mit einer transzendenten Kosmologie metaphysisch zu deuten und zu begründen versteht,⁵⁴ sichert er die neue, streng hierarchisch gegliederte Gesellschaftsordnung. War die „*Pax Augusta*“ ihre „physische“, dann war das wegweisende Bündnis von „Thron und Altar“ die metaphysische Legitimation der kaiserlichen Herrschaft

4. Schlussbemerkungen

Betrachtet man die gesellschaftliche Relevanz von Religion in der griechisch-römischen Antike, so bleibt sie bei allen Schwankungen über die Zeiten hinweg bemerkenswert virulent. Weder

die philosophische Aufklärung in Griechenland noch ihre politische Instrumentalisierung in Rom konnten nachhaltig ihre gesellschaftliche Bedeutung beeinträchtigen.

Auch Moral ist als konstitutive Größe von Sozietäten anzusehen. Während diese jedoch ihre verhaltensregulierende Kraft gesellschaftlich unmittelbar geltend macht, hängt Wirkung und Akzeptanz der Religion von unterschiedlichen, gesellschaftlichen Faktoren ab. Dennoch blieb sie in der Antike – zumindest als „religiöses Wissen“ – allzeit präsent. Im Christentum der Spätantike trat sie gar einen neuen, unvergleichlichen Siegeszug an.

Religionswissenschaftler schließen nicht zuletzt aus ihrer historischen Kontinuität auf eine anthropologisch vorgegebene „religiöse Mutterstruktur“ im Menschen⁵⁵. Wenn dem so ist, lassen sich individuelle Verhaltensweisen vornehmlich aus einem moralischen, aber auch religiösen Bewusstsein erklären. Nachvollziehbarkeit und Akzeptanz moralischer Handlungsweisen sind allgemein gebunden an gesellschaftlichen Diskurs und Konsens. Religiös gesteuertes Verhalten gründet sich in der Regel auf Offenbarungswissen, das den Gläubigen in seinem gesellschaftlichen Handeln dogmatisch bestimmen und definieren kann. Die sozialen Konsequenzen reichen dabei vom Wirken einer MUTTER THERESA bis zu religiös motivierten Terroranschlägen unserer Tage.

Durch den Bildungs- und Erziehungsprozess der Schule wird die gesellschaftliche Integration des Einzelnen und die Internalisierung verbindlicher, gesellschaftlicher Wertvorstellungen gefördert. Mit dieser säkular orientierten Wertevermittlung hofft man, auch religiöser Intoleranz und religiösem Fanatismus der nachwachsenden Generation vorbeugen zu können. Bei Auswahl und Gewichtung von Unterrichtsfächern muss sich der Gesetzgeber daher in erster Linie von den normativen Vorgaben einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung leiten lassen. Ihre Sicherstellung hofft er – nicht zuletzt in Zeiten massiver gesellschaftlicher Bedrohung – durch Ethikunterricht erreichen zu können. Im Rahmen der staatlich garantierten Religionsfreiheit sollte aber auch darüber hinaus – wie

vielerorts praktiziert, – die institutionellen und organisatorischen Rahmenbedingungen zur fakultativen Teilnahme am konfessionell geprägten Religionsunterricht gewährleistet sein.

Anmerkungen:

- 25) Vgl. dazu Haltenhoff, A.: Wertbegriff und Wertbegriffe. In: Beiträge zur Altertumskunde, Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jahrhundert, hg. Erler, Michael; Heitsch, Ernst; Koenen, Ludwig; Merkelbach, Reinhold; Zintzen, Clemens; Bd. 134, München/Leipzig 2000, 26ff.
- 26) Muth, R. in: Aufstieg und Niedergang der röm. Welt, Geschichte und Kultur Roms im Spiegel der neueren Forschung, hg. Temporini, H. Haase, W. Berlin/New York Bd. 16,1, 330.
- 27) Vgl. dazu Hölscher, T.: Die Alten vor Augen. Politische Denkmäler und öffentliches Gedächtnis im republikanischen Rom, in: Melville, G. (Hg.), Institutionalität und Symbolisierung, Köln/Weimar/Wien 2000.
- 28) Bettini, M.: Mos, mores und mos maiorum: Die Erfindung der „Sittlichkeit“ in der römischen Kultur. In: Beiträge zur Altertumskunde, Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jahrhundert, hg. Erler, M.; Heitsch, E.; Koenen, L.; Merkelbach, R.; Zintzen, C. Bd. 134, München/Leipzig 2000, 339.
- 29) Spannagel, M.: Zur Vergegenwärtigung abstrakter Wertbegriffe in Kult und Kunst der röm. Republik. In: Beiträge zur Altertumskunde, Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jahrhundert, Hg. Erler, M.; Heitsch, E.; Koenen, L.; Merkelbach, R.; Zintzen, C. Bd. 134, München/Leipzig 2000, 240.
- 30) Mutschler, F. H.: Norm und Erinnerung: Anmerkungen zur sozialen Funktion von historischem Epos und Geschichtsschreibung im 2. Jhd. v. Chr. In : Römische Werte und römische Literatur im 3. und 2. Jahrhundert, Beiträge zur Altertumskunde hg. Erler, M. Heitsch, E. Koenen, L. Merkelbach, R. Zintzen, C. München/Leipzig 2000 Bd. 134, 90.
- 31) B.Cardauns: M. T. Varro, Antiquitates rerum divinarum. Fragmente und Kommentar, Abhdl. Akad. Mainz, Geiste und Sozialwiss. Klasse, Einzelveröff., Wiesbaden 1976, 256; im Folgenden zitiert als RD, hier: RD I fr. 2a ap. Aug. civ. 6,2.
- 32) Koch, a.a.O., 187.
- 33) Siehe: „Pietate insignis et armis ist Aeneas, der Held des römischen Nationalepos und Stifter römischer Urreligion“, Drechsler, H. Res publica. In: Römische Wertbegriffe, Hg. Oppermann, H. Darmstadt 1967, 116.
- 34) Vgl. dazu Wlosok, A.: Römischer Religions- und Gottesbegriff in heidnischer und christlicher Zeit. In: Antike und Abendland 16, 1970, 53.
- 35) Koch, a.a.O., 183.
- 36) Zur gesellschaftlichen Integrationsfunktion der Werte: Haltenhoff, A. Wertbegriff und Wertbegriffe (2000), a.a.O., 22ff.
- 37) Mueller-Goldingen, Chr.: „Wertewandel, Werteverfall und Wertstabilität“. In: O tempora, o mores – Römische Werte und römische Literatur in den letzten Jahrzehnten der Republik. Hg. : Haltenhoff . H, A. Mutschler, F.-H. in: Beiträge zur Altertumskunde Bd. 171 München/Leipzig 2003, 124.
- 38) Koch, a.a.O., 182.
- 39) Strothmann, M.: Augustus, Vater der res publica, Stuttgart 2000, 34.
- 40) Vgl. Augustus, Res gestae c. 34.
- 41) Bleicken, J.: Augustus – eine Biographie, Berlin 1998, 420.
- 42) Zanker, P.: Der Apollontempel auf dem Palatin – Ausstattung und politische Sinnbezüge nach der Schlacht von Actium. In: Analecta Romana Instituti Danici, Supplementum X, 22/23.
- 43) Bleicken, a.a.O. 380.
- 44) Syme, R.: Die römische Revolution, München/Zürich 1992, 9.
- 45) Vgl. dazu Bleicken, a.a.O. 386ff.
- 46) Syme, a.a.O., 410.
- 47) Vgl. dazu Bleicken, a.a.O, 483ff.
- 48) Vgl. dazu die Augustus angetragene, aber abgelehnte Amtsvollmacht „cura legum et morum“, Syme, a.a.O., 409.
- 49) Speyer, W.: Das Verhältnis des Augustus zur Religion, ANRW II, 16,3, Berlin / New York 1986, 1798.
- 50) Zanker, a.a.O., 34.
- 51) vgl. dazu Speyer, a.a.O., 1796: „Während er Ovids Dichtungen nicht zuletzt wegen ihres Mangels an religiös-sittlichem Gehalt gemäß dem mos maiorum ächtete und aus den Bibliotheken entfernen ließ, wird er seinen Dichterfreunden Vergil, Horaz und L.Varius Rufus, seine Gedanken zur religiösen Beeinflussung des Volkes wohl im Gespräch nahegebracht haben.“
- 52) Horaz, Carmen saeculare 57ff.
- 53) „Augustus hat die römische Volks-Staatsreligion in ihren Grundlagen nicht verändert, sondern sie ganz im Sinn der zeitgenössischen Aufklärung als Instrument seiner Machtpolitik genutzt“. Speyer, W.: Das Verhältnis des Augustus zur Religion“, in ANRW II, 16,3, 1794.

54) „Die altrömische Staats – und Volksreligion mit ihren legalistischen Riten , ihrem Prodigianglauben und der aus Griechenland entlehnten Vorstellung von einem Göttersohn als Archegeten

eines adligen Geschlechts war für den Princeps weitgehend nur ein wirksames Mittel seiner Politik.“ (Speyer, W. ebd. 1800)

55) Oser, 1. Teil, Anm. 4.

BERND KIETZIG, Konstanz

Interview mit Cicero

Neun Gespräche mit Cicero aus dem achtundzwanzigsten Jahrhundert der Stadt

Die Fragen stellte Bernhard Kytzler, Silesius, im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert.

Die Antworten erteilte Marcus Tullius Cicero, Romanus, im ersten vorchristlichen Jahrhundert.

(Fortsetzung, vgl. zuletzt FC 3/2006, S. 208)

Interview VII (Die Übel der Welt)

Frage: Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, Exzellenz, dass Sie uns gerade hier empfangen: in Ihrem von Ihnen selbst so hoch geschätzten und auch allgemein so hoch gerühmten Tuskulum! Hier haben Sie ja auch eine viel zitierte Unterredung geführt über die Übel der Welt.

– Cicero: Eine Unterredung? Es waren fünf Gespräche! An fünf Tagen!

– Und Ihr „Über die Übel der Welt“?

– Es geht doch um die Dinge, die zum glücklichen Leben am meisten nötig sind! (*div. 2,1; Tusc. 5 sub fine*)

– Aber Sie haben doch lang und breit lauter Leiden besprochen: den Tod, den Schmerz, den Kummer ...

– Gewiss, gewiss! Aber das erste der fünf Bücher handelt von der Verachtung des Todes, das zweite von Ertragen des Schmerzes, das dritte von der Linderung des Kummers, das vierte von den Verwirrungen der Seele. Das fünfte schließlich umfasst den Gedankenkomplex, der die ganze Philosophie am meisten in ihrem Wesen erhellt: es legt nämlich dar, dass, um glücklich zu leben, die Vollkommenheit an sich selbst genug hat. (*div. 2,1*)

– Damit wir Sie nicht missverstehn: Was sind diese ‚Verwirrungen der Seele‘?

– ZENONS Definition: ‚Verwirrung‘ – er nennt es ‚*pathos*‘ – ‚ist eine Bewegung der Seele, die von der richtigen Vernunft abgewendet und gegen die Natur ist.‘ (*Tusc. 4, 11*)

– Könnten Sie das vielleicht für uns noch fasslicher formulieren?

– Manche meinen, ‚Verwirrung‘ sei ein zu heftiges Begehren. Darunter verstehen sie, was zu weit

abweicht von einer naturgemäßen Beständigkeit. (*ibid.*)

– Was aber ist denn das nun konkret?

– Die einzelnen Teile der ‚Verwirrung‘ entstehen aus zwei eingebildeten Gütern und aus zwei eingebildeten Übeln, insgesamt also aus vier Phänomenen: aus den Gütern ‚Begierde‘ und ‚ausgelassene Freude‘, aus den Übeln ‚Furcht‘ und ‚Kummer‘. (*ibid.*)

– Das werden ja immer mehr und mehr und mehr ...

– Den einzelnen Verwirrungen werden jeweils mehrere Teile derselben Art zugeordnet: dem Kummer Dinge wie Neid, Rivalisierungssucht, Verkleinerungssucht, Mitleid, Beklemmung, Trauer Trübsinn, Elend, Schmerz, Jammer, Aufgeregtheit, Verdrießlichkeit, Schämungen, Verzweiflung und anderes derart. Der Furcht sind untergeordnet Unlust, Scham, Schrecken, Angst, Bestürzung, Entsetzen, Verwirrung, Verzagtheit; ferner andererseits der Lust, die Schadenfreude, die sich über fremdes Unglück freut, Ergötzen, das Prahlen und ähnliches; der Begierde aber Zorn, Aufbrausen, Hass, Feindschaft, Groll, Ungenügsamkeit, Sehnsucht. (*Tusc. 4, 16*)

– Da haben wir ja mittlerweile volle 32 genauestens geschiedene Seelenzustände versammelt! Was ist denn da noch das Gemeinsame?

– Die Quelle aller dieser Verwirrungen ist, wie gesagt wird, die Unbeherrschtheit. Diese ist ein Abfallen von allem Geiste, das sich so von der Vorschrift der Vernunft abwendet, dass die Triebe der Seele auf keine Weise mehr weder gelenkt noch beherrscht werden können. (*Tusc. 4, 22*)

- Ist denn gegen diesen katastrophalen *Cluster* von Kalamitäten überhaupt noch ein Kraut gewachsen?
- Für den Kummer und die übrigen Krankheiten der Seele gibt es nur eine einzige Heilung: zu zeigen, dass sie alle allein nur in der *Vorstellung* vorhanden sind, dass sie auf unserem Willen beruhen und dass man sich ihnen nur deshalb unterzieht, weil es so richtig zu sein scheint. Diesen Irrtum als die Wurzel aller Übel verspricht die Philosophie von Grund auf auszuziehen. (*Tusc.* 4,83/84)
- Und was sollen wir demnach praktisch tun?

- Wir wollen uns der Philosophie zur Ausbildung hingeben und uns heilen lassen! Denn solange all diese Übel in uns festsitzen, können wir nicht glücklich, ja nicht einmal gesunden Sinnes sein. Wir müssen vielmehr, da die Philosophie aus der Zusammenstellung von Vernunftgründen besteht, bei ihr, wenn wir wirklich gut und glücklich sein wollen, allen Beistand und alle Hilfsmittel zu einem guten und glückseligen Leben suchen. (*Tusc.* 4,84)
- Exzellenz, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

BERNDHARD KYTZLER, Durban (Südafrika)

Zeitschriftenschau

Der Altsprachliche Unterricht

Nach dem Bekunden des Chefredakteurs JÖRG PFEIFER im Editorial war die Resonanz auf die Einladung zur Mitarbeit an dem genau vor einem Jahr erschienenen Doppelheft „Vergil“ so groß, dass u. a. aus den aus Platzgründen nicht verwendeten Beiträgen jetzt ein Altsprachlicher Unterricht ausschließlich zur Vergil-Rezeption erstellt werden konnte. Erwartungsgemäß tritt bei diesem Thema der fachdidaktische Inhalt stark hinter den fachwissenschaftlichen zurück. Und wiewohl ich von der Redaktion bereits darauf hingewiesen worden bin, dass bei dieser Entscheidung die Interessen der Leserschaft Ausschlag gebend waren, kann ich auch bei Heft 2/07 nicht umhin mit einem „*Ceterum censeo* ...“ anzumerken, dass etwa die Hälfte der Artikel dieser im Titel als „pädagogisch“ bezeichneten Zeitschrift den Leser mit der Frage allein lassen, wie er die skizzierten Inhalte schülerzentriert und handlungsorientiert den Lernern vermitteln soll. (Diese Eingangsbemerkung möge mir nicht als *malevolentia* ausgelegt werden!)

Im Basisartikel gelingt es RUDOLF RIEKS vorzüglich, die in ihrer Fülle unüberschaubare vergilische Rezeptionsgeschichte chronologisch geordnet in fünf repräsentativen Epochenskizzen prägnant darzustellen. Mit OVID, *Heroides* 7 hat JOSEF ZELLNER im ersten Praxisbeispiel einen in seinen Implikationen nicht ganz unproblematischen

Zugang zum 4. Buch der Aeneis gewählt; dies wird in seinen beinahe apologetischen Vorüberlegungen deutlich, deren hypothetische Einwände die um Eros und Thanatos kreisende Konzeption nicht vollständig zu entkräften vermag. Besonders strukturell überzeugt dagegen der darauf folgende Beitrag von WALTER SIEWERT, der zur vertiefenden Betrachtung der Dido-Episode PETRONS parodistische „Witwe von Ephesus“ heranzieht und die Protagonisten unter Einbeziehung von PHAEDRUS' (sehr konservativer) Bearbeitung derselben Vorlage eingehend analysiert; Parallelen und Unterschiede werden in aussagekräftigen Tafelbildern gesichert und durch einen entsprechenden Ausschnitt aus FELLINIS „Satyricon“ ergänzt. In einer in ihrem Zeitbedarf erfreulich sparsamen Unterrichtsreihe (3-4 Stunden) macht ANNE UHL mit dem *Roman d'Eneas* eines unbekanntes Dichters aus der Entourage Heinrichs II. eine altfranzösisch verfasste, relativ freie Vergil-Bearbeitung des Mittelalters für die Schule zugänglich, die weitgehend in Gruppenarbeit mit dem Original verglichen werden soll. Dabei wird die mehr oder weniger intensive Einbeziehung des Rezeptionsproduktes anheimgestellt. Wenig an der Schulrealität orientiert scheint mir THOMAS BRÜCKNERS „Dantes Vergil: Führer und Dichter“: Die Bezüge zur Vergillektüre bleiben äußerst vage, die Zuhilfenahme einer lateinischen Prosa-Übersetzung der *Divina Commedia*

ein fragwürdiges Prozedere, um die zweifelsohne lohnende Beschäftigung mit Dantes Meisterwerk im Lateinunterricht zu ermöglichen. Auf hohem, aber dennoch für Schüler erreichbarem Niveau bewegt sich – man möchte fast sagen: in gewohnter Qualität – KARL-HEINZ NIEMANN, der mit seinem Vorschlag für eine kurze Unterrichtsreihe zu einem Blick auf PURCELLS Oper „*Dido and Aeneas*“ bei der Lektüre des 4. Aeneis-Buches anregt und dabei die intendierten Ziele nicht aus den Augen verliert – das Ganze schülerorientiert und unter maßvoller Einbeziehung der barocken Musik, die ja nicht unbedingt dem Musikgeschmack heutiger Lerner entspricht. Auch das letzte, sehr viel ehrgeizigere Praxisbeispiel von ANDREAS HENSEL bezieht sich auf musikalische Rezeption, nämlich auf HECTOR BERLIOZ’ „*Les Troyens*“. Damit die Ästhetik dieses Werkes nicht unter der Aufteilung auf mehrere Unterrichtsstunden leidet, schlägt der Autor ein projektartiges Stationenkonzept in mehreren Modulen für einen Studientag vor. Der Zeitbedarf für die Erledigung der Aufgaben, die auch kreative Auseinandersetzungsmöglichkeiten beinhalten, ist allerdings recht optimistisch eingeschätzt, zumal im Heft aus Platzgründen nur drei der insgesamt sechs Stationen vorgestellt werden. In jedem Fall machen die von Kennerschaft zeugende Analyse der Oper wie auch das spannende Unterrichtsarrangement neugierig und motivieren zur Erprobung der vorgestellten Ideen. Fragezeichen wirft der der Rubrik AUextra zugeordnete letzte größere Heftbeitrag „Tiepolos Freskenzyklus zu Vergils Aeneis in der Villa Valmarana“ auf – und das, obwohl sein Verfasser UDO REINHARDT höchst kompetent die bedeutenden Gemälde analysiert und kommentiert. Wie groß ist das Interesse der Leserschaft, die mutmaßlich größtenteils aus gestressten, zeitarmen, aber nichtsdestotrotz fortbildungswilligen Lehrerinnen und Lehrern besteht, an der ausführlichen Beschreibung von Kunstwerken in einer norditalienischen Villa, die dem Artikel als Abbildungen in Kleinformat und Schwarzweißdruck beigelegt sind? Aber vielleicht denke ich hier ja zu pragmatisch ... Das Heft beschließt CHRISTOPH KUGELMEIERS Rezension einer Dido-Bibliographie von THOMAS KAILUWEIT.

MARTIN SCHMALISCH

Im **Gymnasium** Heft 114/1 (2007) lesen Sie zunächst einen Nachruf zum Tod des Mitherausgebers RICHARD KLEIN, der „mitten aus seinem familiären und wissenschaftlichen Leben herausgerissen“ wurde. „Richard Klein verkörperte in seiner eigenen Person den Grundgedanken der von ihm betreuten Zeitschrift, die Verbindung von Schule und Wissenschaft. Während seiner Zeit als Referendar und als Gymnasiallehrer (zuletzt als Studiendirektor) war er stets auch wissenschaftlich tätig. ... Besonders am Herzen lag Richard Klein, dass bei allem wissenschaftlichen Anspruch, den er stets als unabdingbares Qualitätskriterium verfocht, der Blick für die schulischen Notwendigkeiten nicht verloren ging.“ Richard Klein ist 1994 in das Herausbergremium des Gymnasium eingetreten und ist am 20. November 2006 verstorben. – Folgende Beiträge finden Sie in Heft 1/2007: K. M. GIRARDET: „Gerechter Krieg“. Von Ciceros Konzept des *bellum iustum* bis zur UNO-Charta (1-36). – Die Studie befasst sich in Teil I mit dem *bellum iustum* bei CICERO. In kritischer Auseinandersetzung mit der Forschung werden Ciceros Aussagen in den Werken *de re publica*, *de legibus* und *de officiis* analysiert. Als durch Rechtsbruch anderer (*iniuria*) ‚gerechtfertigter Krieg‘, der um der *salus rei publicae/imperii/sociorum* und um des Erhalts der *fides* von vertragsbrüchigen Bundesgenossen willen zu Vergeltung oder zur Prävention geführt wird (*ulcisci, propulsare hostes*), ist das *bellum iustum* zugleich auch ein ‚gerechter Krieg‘, genügt so dem Erfordernis der *iustitia* in der Politik und kann zur Expansion des indirekten oder des direkten *imperium p. R.* führen. – Teil II ist dem Thema ‚Augustinus und das *bellum iustum*‘ gewidmet. Im Gegensatz zu großen Teilen der Forschung stellt sich u. a. heraus, dass AUGUSTINUS keine spezifisch christliche Theorie des *bellum iustum* entwickelt, vielmehr Ciceros Kriterien übernommen hat und dass er bei aller Kritik am *Imperium Romanum* der Ansicht gewesen ist, dass dieses Reich im Einklang mit dem Willen des Gottes der Christen durch *bella iusta* entstanden war. – In Teil III wird ein kurzer Überblick über die Modifikationen der Vorstellung vom *bellum iustum* bis in die Neuzeit gegeben. Mehreren Artikeln der UNO-Charta, so zeigt sich, liegt

unausgesprochen das ciceronianische Konzept des *bellum iustum* zu Grunde. – MECHTHILD BAAR: *duplices tabellae – triplex renuntiatio*. Zur Ambiguität und zur intra- und intertextuellen Einbindung von Properz 3,23 (37-50). Die PROPERZELEGIE 3,23 enthält, verborgen unter einer trügerisch einschichtigen Handlungsebene, eine dreifache *renuntiatio*. Diese lässt sich entschlüsseln mit Hilfe der interpretatorischen Methoden des „*reader-response-criticism*“ und der intratextuellen Betrachtung. Properz erteilt in 3,23 sowohl der einen Geliebten (Cynthia) als auch den Frauen insgesamt eine Absage, und er wendet sich, hiermit einhergehend, von der bisher von ihm betriebenen Form der elegischen Dichtung ab. Mit programmatischem Anspruch ordnet er sich dabei zugleich in die Elite der augusteischen Dichter ein. Der Blick auf die Schlusselegie des 3. Buches (Prop. 3,24) bestätigt die Existenz der poetologischen Bedeutungsebene von Prop. 3,23. OVID lässt in seinen auf Prop. 3,23 fußenden *Amores*-Gedichten 1,11 und 1,12 die poetologische Komponente zugunsten einer konkretisierenden und pointierenden Ausgestaltung zurücktreten. – M. WENZEL: Mit den Waffen einer Frau. Zu Martial XI 71 (51-60). In XI 71 führt MARTIAL seinen Leser gleichsam als Zuschauer in einen skurrilen Geschlechterkampf, in dem die „Waffen einer Frau“ vielfältige Anwendung finden. Auf der Grundlage der antiken Theorie über Ursprung und Therapie der sogenannten Hysterie, entfaltet der Dichter eine witzige Posse, die von schrägen Parodien (besonders um die Figur der livianischen Lucretia), von grotesker Situationskomik, rhetorischen Elementen und frivolen Anspielungen schillert – eine hochdramatische Komödie im Gewand eines Epigramms.

Die Zeitschrift **Das Altertum** (Isensee-Verlag, Oldenburg) befasst sich im Doppelheft 2-3 des Bandes 51/2006 mit dem Thema „Berausende Getränke“. In elf zumeist illustrierten Beiträgen wird aus der Forschung berichtet, so von F. FEDER: „Berausende Getränke im Alten Ägypten. Das ägyptische Bier – Ein ‚Durstlöcher‘ für Lebende und Tote „ (81-93). – KATJA KERSTEN-BABECK: „Der griechische Wein und seine Bedeutung für das Symposion“ (95-103). – S. MÖCKEL: „Der Rausch, die Liebe und das Erzählen. Alkoholische

Entgrenzungen im antiken Roman“ (105-122). – M. DOHNICHT: „Wein, Weib und ein Skandal – Der Bericht des Livius über die Unterdrückung der Bacchanalien 186 v. Chr. (123-132). – P. HABERMEHL: „Der freiwillige Wahnsinn – Weinkonsum und Alkoholismus in der frühen römischen Kaiserzeit“ (133-137). – A. HEISER: „Ich weiß, ... dass mich viele für sehr verrückt halten werden, wenn ich an den alten Bräuchen zu rütteln wage“. Weingenuss bei Johannes Chrysostomus“ (139-155). – F.-X. RISCH: „Der trunkene Noah“ (157-166). – DOROTHEA HOLLNAGEL: „Getränke der Heiligen. Über die Verwendung von Alkohol bei den christlichen Wundertätern der Spätantike“ (167-169). – J. POLITIS: „Von der Heiligung zur Heilung. Das Wunder von Kana und die Heiligkeit des Weins“ (171-174).

Titelthema im Heft 1/2007 von **Antike Welt** ist das „Bauen und Wohnen im Alten Ägypten“ mit drei Beiträgen: M. ZIERMANN: „Die Festungen der Pharaonen. Von Grenzfestungen, Herrschersitzen und Stadtwerdung im Ägypten des 3. Jts. v. Chr.“ (8-18). – A. DORN: „Leben auf der Baustelle. Funde aus Arbeiterhütten im Tal der Könige lassen den Alltag pharaonischer Handwerker nachvollziehen“ (19-24). – CHR. TIETZE/CHRISTINE KRAL: „Die Mitte der Gesellschaft. Die Analyse der Wohnhäuser von Amarna ermöglicht Rückschlüsse auf die Sozialstruktur der ägyptischen Gesellschaft“ (25-35). – Weitere Artikel beziehen sich auf die griechisch-römische Welt: R. GIETL, M. KLEIN u. a.: „Wien – das antike Vindobona. Ein interdisziplinäres Team erstellt neues Kartenmaterial zur Erforschung der landschaftlichen Strukturen“ (51-54). – S. MATZ: „Befestigung im Nirgendwo. Im Spannungsfeld zwischen Römern und Nomaden wurde der afrikanische Limes zwischen 146 v. Chr. und 429 n. Chr. immer weiter nach Süden verschoben“ (55-59). – K. STEMMER: „Schau mir in die Augen ...“ Eine Ausstellung in der Abguß-Sammlung Antiker Plastik Berlin sucht die suggestive Wirkung antiker Porträts“ (60-62). – K. STAUNER: „Eine Frage der Ehre. Gesellschaftlicher Wandel im Spiegel der Audienzordnung des römischen Statthalters von Numidien (Tunesien)“ (73-78). – M. P. HOHMANN: „Gewebtes Gold. Das kostbare Material und die aufwendigen Herstellungsver-

fahren machten spätantike Stoffe mit Metallfäden zu Luxusgütern ersten Ranges“ (79-84). – H. S. ALANYALI: „Gebaunte Kentauren und Giganten. Die Friese am Theater von Perge in Kleinasien zeugen vom Nachleben der griechischen Mythologie in römischer Zeit“ (85-90). – R. GSCHLÖSSL: „Göttinnen zwischen Orient und Okzident. Der Austausch der Kulturen ließ in der Spätantike Religionen verschmelzen“ (91-97).

Die Zeit des Hellenismus steht im Mittelpunkt des Heftes 1/2007, Nr. 43 der Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel. Archäologie – Kunst – Geschichte** mit dem Hauptthema „Heiliger Krieg in der Bibel? Die Kämpfe der Makkabäer“. Mehr als ein Dutzend Aufsätze umkreisen dieses Thema, zu dem es auf der Webseite der Zeitschrift www.weltundumweltderbibel.de geprüfte Links und Materialien zur Unterrichtsvorbereitung gibt.

In **Blick in die Wissenschaft. Forschungsmagazin der Universität Regensburg** (Heft 18/2006) ist an dieser Stelle ein Beitrag hervorzuheben: U. G. LEINSLER: „Inszenierte Universität. Akademische Festkultur in der Frühen Neuzeit“ (20-28). Einen Einblick in die Techniken und Absichten universitärer Selbstdarstellung bietet eine neu entdeckte Handschrift des späthumanistischen Jesuiten, Pädagogen, Dichters und Latinisten JAKOB PONTANUS (1542-1626).

Im Sammelband **Spiel(e)n im Geschichtsunterricht** der Zeitschrift **Geschichte Lernen** stößt man auch auf zahlreiche Lern-, Rollen- und Simulationsspiele mit antikem Hintergrund: CORA WINKE: „Von der Antike bis zur Gegenwart. Rätsel zur Wiederholung und Festigung“ (4-7). – CORA WINKE: „Wir werden Millionäre. Ein Gruppenquiz zum Testen und Erweitern von historischem Wissen“ (8-11). – KATRIN BRANDENBURG: „Wer oder was? Spielerische Wiederholung von Begriffen und Namen“ (12-15). – SINIKA STUBBE: „Memory der ägyptischen Götter“ (16-18). – U. MAYER: „Memory der griechischen Götter und Heroen“ (19-23). – RENATE WENZLAWSKI: „Unser tägliches Latein – ein Kreuzworträtsel“ (24f.). – BRIGITTE KORING: „Wer kann das bezahlen? Währungen, Einkommen und Preise im alten Rom“ (28-30). – HELGE SCHRÖDER: „Die Stunde von Salamis. Warum verteidigten sich die Athener gegen das persische Weltreich? Ein

szenisches Rollenspiel“ (42-48). – HEIDE HUBER: „Rutilo und Julia. Ein römisch-germanisches Rollenspiel“ (49-55).

Die Nummer 2 der neuen Zeitschrift **Quodlibet** der Studierendenvertretung der Klassischen Philologie der Österreichischen HochschülerInnenschaft an der KF Universität Graz erschien noch im Dezember 2006 (Bestelladresse: Susanne Kogler, Kleegasse 3/1/12, A-8020 Graz; E-mail: quodlibet@gmx.at). Die 24 Seiten sind graphisch wieder ausgesprochen gelungen. Inhaltlich bietet es eine bunte Mischung von Beiträgen, so von ROMANA PATTIS: „Wie Hannibal eine Nacht ohne Reiterei und Gepäck verbrachte“ (4f.). – MARGOT NEGER: „Göttliche Affären und menschliche Liebschaften – die amourösen Abenteuer des Anchises mit Aphrodite und des Aeneas mit Dido“ (6f.). – UTE TROJER: „Kaiserliches Hundefutter und göttliche Margarine“ (Antike aktuell) (8f.). – F. HASENHÜTTL: „Wie kam der Apfelbaum ins Paradies? Oder: Warum man für eine Übersetzung die richtige Bedeutung einer Vokabel wählen sollte“ (10f.). – MARION PECH: „Das Glück dieser Erde ...“ (12f.). – MAREIKE EINFALT: Apicius, de re coquinaria. Rezept“ (14). – MAREIKE EINFALT: „Diogenes von Sinope und die Kultur des Punk“ (16f.). – GUDRUN S. WIESER: „Schönheitspflege und Kosmetik. Von Enthaarungspraktiken, Tinkturen und Mixturen“ (18f.). – SUSANNE KOGLER: „Von Alpha-Tieren, Abgaskatalysatoren und Dreieckswinkeln. Eine Einführung in das altgriechische Alphabet“ (20f.). – MARGOT NEGER: „Von Ehemännern, die gar keine sind, und schwierigen Geburten“ (22f.). Das Jahresabo für zwei Hefte kostet übrigens 6 Euro.

In Heft 4/2006 der Zeitschrift **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg** schreibt F. MUNDT über „Homers Ilias und ‚Troja‘ von Wolfgang Petersen“ (63-68). – Es folgt der Ausschreibungstext für den „10. Wettbewerb LEBENDIGE ANTIKE für Schülerinnen und Schüler an Oberschulen, Gesamtschulen und Gymnasien in Berlin und Brandenburg 2007“ (69f.). – Über den 2. Lateintag an der Universität Potsdam am 8. September 2006 berichtet H. SCHÄFER unter der Überschrift „Römer und Gärten in Potsdam“ (72f.). – Das Heft 1/2007 ist sehr umfangreich ausgefallen, weil es alle Vorträge enthält, die bei der Akademischen Abschiedsfeier von Prof.

ANDREAS FRITSCH am 10. November 2006 an der FU Berlin gehalten wurden: St. KIPF: „Zur Situation der Didaktik der Alten Sprachen in Berlin und in der Bundesrepublik Deutschland“ (3-9). – A. FRITSCH: „Comenius und Seneca“ (10-17). – CORINNA PREUSS: „Lob der Torheit“ (18-22). – URSULA GÄRTNER: „Von Esel und Zikade. Überlegungen zu Phaedrus“ (23-32). – J. RABL: „Lebendige Antike an Berliner Schulen“ (33-38). – W.-W. EHLERS: „Kein Schlusswort“ (39-40). – Außerdem enthält das Heft einen Leserbrief von D. STRATENWERTH „Prüfen, was zu unterrichten war. Zur Diskussion um die Aufgaben im Zentralabitur“ (41-43) und die erneute Aufforderung zur Beteiligung am „10. Wettbewerb Lebendige Antike: ‚An Grenzen stoßen – Grenzen überschreiten‘“ (49-51).

In neuem Outfit erscheint das Mitteilungsblatt des Landesverbands Hessen: **Forum Schule. Latein und Griechisch in Hessen** (Jahrgang LIII, Heft 1-3/2006). CHRISTA PALMIÉ berichtet über die „Ergebnisse des Wettbewerbs des HAV“ (6-10), O. LAHANN über den „Bundeswettbewerb Fremdsprachen“ (10-12). – D. BAUSCH stellt den „BA/MA-Studiengang Kultur der Antike an der Universität Gießen“ (12f.) vor, P. KUHLMANN das „Bachelor- und Masterstudium in Göttingen“ (13-16). – Den Hauptbeitrag steuert J. PALMIÉ bei: „Antike Werte und Werteerziehung am Beispiel von Ciceros *De oratore* und die moderne Wertediskussion“ (16-33). – Viele Anregungen

erhält man in den Beiträgen von D. KAUFMANN: „Warum und wozu Latein? Konzeption eines Elterninformationsabends“ (36-39), C. SCHERLISS: „Ermutigung zu Präsentationen im Fach Latein“ (39-42), ASTRID MAYER-DIEDRICHS: „Kochen nach antiken Rezepten“ (42-44) und D. KAUFMANN: „Das so genannte ‚virtuelle Klassenzimmer‘. Ein kurzer Erfahrungsbericht“ (44-48).

Die große KONSTANTIN-Ausstellung in Trier haben die Beiträge im Heft 2+3/2006 der Zeitschrift **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland** schon im Blick: U. EIGLER: „Zwei Aussteiger in Trier. Weltgeschichte am Rande des Römischen Reiches?“ (3-12). – ST. BROSKI: „*Incerti Auctoris De Constantino Magno Eiusque Matre Helena Libellus*“. Aspekte christlicher Herrscherlegitimation in einem biografischen Roman des Mittelalters“ (13-22 als Kopiervorlage gedruckt!). – J. FRISCH: „Kleine lateinische Stadtführung durch die Konstantinische Augusta Treverorum“ (23f.).

Im **Mitteilungsblatt des DAV, LV Nordrhein-Westfalen**, Heft 3-4/2006, stellt N. MANTEL „Prüfsteine für ein neues Lehrbuch für Latein in Klasse 6“ vor. Diese sind erstens die Auswahl und die Progression der Texte, zweitens die Aufmachung und Ausstattung, drittens die Vokabularien, viertens die Begleitgrammatik und fünftens die Übungen.

JOSEF RABL

Besprechungen

Paolo Poccetti/Diego Poli/Carlo Santini (Hgg.), *Eine Geschichte der lateinischen Sprache. Ausformung, Sprachgebrauch, Kommunikation. Aus dem Ital. Übersetzt von Hansbert Bertsch. Tübingen und Basel: A. Francke Verlag 2005. EUR 68,- (ISBN 3-7720-8119-3).*

In der Tat schließt das zu rezensierende Buch eine große Lücke in der sprachwissenschaftlichen Beschreibung – wie es der Text im Einband vermerkt. Die letzten bedeutenden Entwürfe dieser Art entstanden in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Richtungsweisend war das Buch von GIACOMO DEVOTO, *Storia della lingua di Roma*, Roma

1940 u.ö. = Geschichte der Sprache Roms, aus dem Italienischen übersetzt von ILONA OPELT, Heidelberg: Carl Winter 1968). Das Buch besteht aus vier Kapiteln, denen sich ein umfangreiches Register anschließt. Das erste Kapitel trägt den Titel: „Identität und Bestimmung des Lateinischen“ (9-180). Der Verfasser, PAOLO POCCETTI, erläutert zunächst den Namen der Sprache, geht auf das Sprachbewusstsein und die Sprachpolitik ein, stellt Bezüge zwischen dem Latein und dem alten Italien her, analysiert den Einfluss des Griechischen auf die lateinische Sprache und liefert erhellende Beobachtungen über das Zentrum

und die Peripherie. P. geht auch auf die oft gehörte Behauptung ein, das Lateinische sei eine tote Sprache. Natürlich gibt es heute keine *native speakers* dieser Sprache, aber Latein lebt ja bekanntlich einerseits in den romanischen Sprachen fort, andererseits werden zahlreiche Elemente des Lateinischen in der heutigen Wissenschaftssprache etwa bei Neologismen herangezogen. Somit ist diese Sprache als äußerst vital anzusehen. P. zitiert einen Gedanken von VENDRYES, für den „Latein und Italienisch oder Französisch nichts anderes als ein und dieselbe Sprache“ waren (12). P. erkennt zu Recht, dass die Geschichte der lateinischen Sprache in engem Zusammenhang mit der Sprachgeschichte Europas zu sehen ist. „Das Latein erneuert sich beständig und dringt, bisweilen meteorenhafte aufleuchtend und wieder verschwindend, in unseren alltäglichen Sprachgebrauch ein. Die neue Geschichte des Lateins wird von Wörtern und Ausdrücken geprägt, die Bestandteil der Umgangssprache werden, auch als wiederholte Rede“ (18). Umsichtig erläutert P. zahlreiche Begriffe (etwa: Vulgärlatein, 25ff.) und charakterisiert gut verständlich auch schwierige Zusammenhänge. Entsprechend italienischer Tradition verzichtet er auf eine strenge Trennung von Sprachwissenschaft und Literaturwissenschaft, sondern führt wichtige Methoden beider Bereiche zu einer sinnvollen Synthese zusammen.

Hatte man im 19. Jahrhundert dem Griechischen eindeutig den Vorrang eingeräumt, so macht P. auf ein typisch römisches Phänomen aufmerksam: Zentrum und Peripherie. Während die Griechen eine betont ethnozentrische Haltung einnahmen (Hellenismus versus Barbarismus) und damit dem Prinzip der Exklusion verpflichtet waren, neigten die Römer eher dem Prinzip der Inklusion zu, d. h. es gab ein reziprokes Verhältnis zwischen dem Zentrum (Rom) und der Peripherie (Italien und Provinzen). Daraus entwickelte sich das dialektische Verhältnis einer pluralistischen Varietät. P. formuliert folgendermaßen: „Das Gesamtgefüge und die städtische Kultur definieren sich in Bezug auf das, was nicht so ist und umgekehrt, so wie das Zentrum im Vergleich zur Peripherie; beide bedingen sich gegenseitig und versorgen sich mit hin- und herziehenden Strömen von Menschen und materiellen Gütern“

(131). Ein Beweis für diese Tatsache ist etwa, dass der lateinische Wortschatz deutliche Spuren der Ausdehnung rustikaler Organisationsstrukturen auf den Kontext der Hauptstadt konserviert hat (135). Es gibt auch zahlreiche Belege dafür, dass das Lateinische nicht nur urbane und rustikale Elemente aufweist, sondern aufgrund der zahlreichen Kontakte innerhalb des Mittelmeerraumes auch interethnische Beziehungen gepflegt hat, die sich in der sprachlichen Ausformung wiedergespiegelt haben. Immer wieder arbeitet P. für seine insgesamt überzeugenden und gut nachvollziehbaren Thesen anschauliche und zutreffende Beispiele aus dem lateinischen Wortschatz ein. Am Ende des Kapitels findet der Leser eine umfangreiche und die wichtigsten Publikationen zum Thema umfassende Bibliographie.

Das zweite Kapitel haben PAOLO POCETTI und CARLO SANTINI gemeinsam verfasst: „Mündlicher und schriftlicher Gebrauch“ (181-243). Die beiden Autoren bieten zahlreiche Informationen über das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit über den gesamten Zeitraum der Geschichte der lateinischen Sprache. Es werden nicht nur literarische Texte, sondern auch juristische und religiöse Texte untersucht.

Das dritte Kapitel stammt von CARLO SANTINI: „Sprache und literarische Gattungen von den Anfängen bis ins Zeitalter der Antoninen“ (244-388). Hier wird ein Bogen gespannt zwischen den Ursprüngen der Literatursprache, FRONTOS Archaismus und der Sprache der Wissenschaft und der Technik im 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Es werden wichtige Genera und die bedeutenden Autoren berücksichtigt. Ihr Wirken und ihr Einfluss werden jeweils angemessen dargestellt. Erwartungsgemäß stehen Prosaiker und Poeten wie ENNIUS, LUKREZ, CATULL, VERGIL, OVID, HORAZ, CICERO, CAESAR und SENECA im Focus der Analyse. Exemplarisch, da für den Schulgebrauch von besonderer Bedeutung, mögen die Ausführungen zu Caesar, Cicero und Seneca kurz beleuchtet werden. Dass besonders CICERO mit seinem literarischen Oeuvre von herausragender Bedeutung für die Geschichte der lateinischen Sprache ist, erhellt aus der Tatsache, dass sich so unterschiedliche Persönlichkeiten wie HIERONYMUS VON STRIDON, LORENZO

VALLA und ERASMUS VON ROTTERDAM in der Wertschätzung ihres römischen Vorbildes aus Arpinum einig waren.

Cicero hat in zahlreichen literarischen Gattungen seine sprachliche Meisterschaft bewiesen, ja er ist sogar als Dichter in Erscheinung getreten (*Aratea*). Nach Ansicht von Santini stellt die Prosa von Ciceros Reden einen sprachlichen Fundus dar, „der die für die Sprachgeschichte relevantesten Beobachtungen erlaubt“ (327). Es lässt sich so etwa das Verhältnis zwischen mündlicher Ausformung und schriftlicher Fassung vergleichen. In diesem Zusammenhang ist auch die Frage der Adressaten von Bedeutung. Das Publikum der Gerichtsreden war sicherlich ein anderes als die Leser der philosophischen Schriften, die für die Sprachgeschichte ebenso von großer Bedeutung waren, weil deren Analyse die Möglichkeit gestattet, Ausbildung und Entwicklung „jener ideologisch begründeten Prosa zu beobachten, von der die Übermittlung eines Großteils des philosophischen Erbes der Antike und dessen Rezeption in der Kulturgeschichte Europas abhängig sind“ (328). So verwendet Cicero in seinen Reden Begriffe der Diffamierung wie *nefandus*, *scelestus*, *spurcus*, Wörter, die in den philosophischen Schriften überhaupt nicht vorkommen. Santini liefert zahlreiche erhellende Überlegungen mit den entsprechenden Beispielen. Erwartungsgemäß geht der Verfasser auch auf sprachliche Besonderheiten der nahezu 1000 Briefe Ciceros ein, in denen der Mann aus Arpinum sich des *sermo cotidianus* bedient. Vor allem die Verwendung zahlreicher griechischer Wörter ist auffallend, nämlich über 800. Je vertrauter Cicero mit dem Adressaten war, desto häufiger verwendete er Wörter der griechischen Sprache.

Wenn auch das literarische Oeuvre CAESARS bei weitem nicht die Quantität wie die von Cicero erreicht, so steht der Machtmensch Caesar dennoch auf gleichem sprachlichen Niveau. Sind Caesar und Cicero wegen ihrer Meisterschaft in der Abfassung kunstvoller Satzperioden bewundert worden, so nimmt SENECA eine Umakzentuierung vor und legt allergrößten Wert auf den Einzelsatz, auf die *sententia*, weswegen CALIGULA die Prosa Sene-

cas als *harena sine calce* bezeichnete (343). Aber nicht nur syntaktische Unterschiede lassen sich erkennen, sondern auch lexikalische. Der Lehrer NEROS hat eindeutig weniger Neuschöpfungen geprägt als Cicero, auch sein Beitrag zur philosophischen Terminologie gilt als eher begrenzt. Eines der Lieblingswörter Senecas ist *intellectus*, ein Wort, auf das Cicero gänzlich verzichtet und stattdessen *intelligentia* bevorzugt (65 Mal). Santini bietet zahlreiche weitere Unterschiede zwischen den genannten Autoren und liefert interessante Einblicke in die Entwicklung der lateinische Sprache, die hier nur kurz angedeutet werden können.

Das vierte Kapitel: „Das Lateinische zwischen Formalisierung und Pluralität“ hat DIEGO POLI verfasst (389-444).

Ein gehaltvolles Nachwort der drei Verfasser schließt sich an die vorherigen Kapitel an. Von sehr großem Nutzen ist das Register, das einen Index von Namen und Sachen enthält, des weiteren Indices der lateinischen Wörter (467-481) und der griechischen Wörter (481-485), ein Verzeichnis der Abkürzungen (486f.), die lesenswerten Anmerkungen des Übersetzers (488ff.), sowie hilfreiche Karten (493-499) und einen Bildnachweis (500).

Dem Übersetzer sei für seine Tätigkeit gedankt, denn man merkt dem Buch überhaupt nicht an, dass es sich um eine Übersetzung handelt. Dies setzt voraus, dass er über souveräne Kenntnisse beider Sprachen verfügt, dass er aber auch mit dem Sujet bestens vertraut ist.

Die Verfasser des Buches sind ausgewiesene Kenner nicht nur der lateinischen Sprache, sondern auch der indogermanischen Sprachen. Sie kennen sehr gut die Forschungslage, berücksichtigen in angemessener Weise die Ergebnisse bisheriger Analysen und bedienen sich moderner Methoden ihrer Fächer und der Nachbardisziplinen, um schließlich ein sehr aufschlussreiches, lesenwertes und überaus interessantes Buch vorzulegen, das sicherlich zu einem Standardwerk avancieren wird. Jedem Kenner der antiken Sprach- und Literaturwissenschaft sei dieses Opus wärmstens empfohlen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Otto Hiltbrunner: *Gastfreundschaft in der Antike und im frühen Christentum, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2005, 224 Seiten, EUR 34,90 (ISBN 3-534-18383-5).*

Das vorliegende Buch des Altphilologen OTTO HILTBRUNNER reklamiert nicht für sich, wesentlich neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu dem Bereich der Gastfreundschaft und des Gastgewerbes bieten zu wollen. Vielmehr stellt es eine Zusammenfassung im Sinne einer „Geschichte der Gastlichkeit im Altertum“ (S. 7) der Aufsätze und Artikel Hiltbrunners selbst dar, die nun gesammelt in einer Monographie präsentiert werden. Ohne Zweifel ist der Verfasser ein ausgewiesener Experte und Kenner dieses Sujets, das den Alltag der damaligen Menschen nicht unwesentlich berührte. Schwerpunkte der Darstellung sind die griechisch-römische Antike und das christliche Altertum, wobei aber zeitliche und regionale Ausblicke, u. a. in das Mittelalter und auf den arabischen oder ägyptischen Raum nicht fehlen. Hiltbrunner steckt dabei selbst im Vorwort den zeitlichen und geographischen Rahmen von HOMER bis ins 7. Jahrhundert n. Chr. „für den Raum Europas und der byzantinischen Ostländer“ ab (S. 7). Wichtig erscheinen dem Autor seine Überlegungen zum christlichen Altertum zu sein, da er hier in einer Art Einleitungskapitel von einem „auszufüllenden Defizit“ (S. 157-161) spricht. Das Buch wendet sich nicht ausschließlich an „Fachspezialisten“, worunter wohl allgemein Altertumskundler zu verstehen sind. Die Darlegungen Hiltbrunners sind im engeren Sinne vermutlich vor allem für Althistoriker und Klassische Philologen von Interesse, zumal der Autor es an mehreren Stellen nicht unterlässt, Fachbegriffe nicht selten etymologisch zu erklären (z. B. S. 13: *ghostis-hostis-gast*; S. 18: *xenos*; S. 22: *hospes*; S. 51f.: *Asyilia*; S. 131: *Xenodochos* und *Pandokeus*; S. 163f.: *Agape* und *Philanthropia*; S. 184f.: *Xenodocheion*). Im Übrigen ist es aber auch von historisch Interessierten und in der Materie weniger Vertrauten gut zu lesen, da die Ausführungen des Autors klar und verständlich sind.

Äußerst hilfreich und leserfreundlich ist das Vorgehen bezüglich der antiken Quellen, die Hiltbrunner in deutscher Übersetzung und oft sehr ausführlich zu Wort kommen lässt. Abge-

sehen von den Angaben der antiken Autoren werden hier auch Inschriften bedacht. Indem stets der genaue Beleg für die zitierte Quelle gegeben wird, kann derjenige, der mag, die Texte im Original nachlesen. Dadurch, dass die Texte aus der Antike, aus denen wir schließlich unsere Hauptinformationen extrahieren, in den Mittelpunkt rücken, hebt sich das Buch wohltuend von anderen ab, die die Quellen weniger zur Kenntnis nehmen und ihr Wissen eher aus der Sekundärliteratur beziehen. Trotz dieser Schwerpunktsetzung versäumt es der Verfasser nicht, vor allem in den Anmerkungen auf Literatur zu verweisen; im laufenden Text geschieht dies weniger (so S. 210). Etwas störend ist es, wenn Namen von Forschern respektive Autoren genannt werden (S. 108: ALBRIGHT; S. 109: Kontroverse DELITZSCH und KEIL) und dabei der genaue Fundort verschwiegen wird, wo die entsprechende Position nachzuschlagen ist. Unter Umständen bedauern auch einige Leser das Fehlen einer zusammenfassenden Bibliographie, um gegebenenfalls ausgewählte Aspekte weiter zu vertiefen. Hiltbrunner verweist hierzu pauschal auf seine Artikel zu Gastfreundschaft, Herberge und Krankenhaus im RAC (Reallexikon für Antike und Christentum), wo sich Literatur befindet (S. 7). Neuere Literatur habe er aber in dieser Monographie aufgenommen (ebenda). Vermutlich steht aber nicht allen möglichen Adressaten des Buches das RAC so ohne weiteres zur Verfügung.

Darstellungen, die einen so großen Zeitrahmen – hier von HOMER bis ins 7. Jahrhundert n. Chr. – abdecken wollen, können bisweilen eine ermüdende Lektüre sein, da entsprechend der Chronologie Fakten an Fakten gereiht werden. Dies gilt nicht für das vorliegende Werk von Hiltbrunner, dem es gelingt, die chronologische Darstellung mit einer systematischen, d. h. nach ausgewählten Gesichtspunkten geordnet, zu verweben. Das belegt ein schneller Blick in das detaillierte Inhaltsverzeichnis (S. 5f.). Hier wird auch sofort die Schwerpunktsetzung deutlich: „Griechisch-römische Gastfreundschaft in historischer Zeit“ (S. 34-156) sowie „Das christliche Altertum“ (S. 157-207). Nach einem eher hin-führenden Kapitel mit der Überschrift „Grundhaltungen“ (S. 9-25) und Aussagen über „Gast-

freunde bei Homer“ (S. 26-33) finden sich die beiden Schwerpunktkapitel. Bemerkungen über „Gewerbliche Wirtshäuser seit der Spätantike“ (S. 208-210) sowie ein Anhang zum *Xenodocheion* (S. 211-214) schließen sich an, bevor ein Verzeichnis der Abkürzungen (S. 214), Anmerkungen (S. 214-220) sowie ein Register, in das Namen, Orte, Personen etc. vermischt aufgenommen sind (S. 221-224), das Werk abrunden. Die Schwerpunktkapitel sind deutlich ausdifferenzierter durch Unterabschnitte als die anderen Großkapitel.

Ohne den Inhalt *in toto* rekapitulieren zu wollen, seien einige Aspekte kurz genannt und vorgestellt. Die Begegnung mit einem Fremden oder generell mit etwas Fremden ist in der Menschheitsgeschichte stets ein „aufregendes Ereignis“ (S. 9), das entweder Xenophobie oder Philoxenie auslösen kann. Nimmt man allerdings den Fremden auf, gehört die Fußwaschung als „Reinigungszeremonie“, vor allem im Orient, dazu (S. 12). Im Übrigen sind dazu auch Beispiele aus dem Alten Testament (S. 22-25) trotz herrschenden Wassermangels überliefert. Bekanntlich hat ja auch JESUS seinen Jüngern die Füße gewaschen. Von Interesse ist auch seit frühester Zeit die so genannte ethische Viererregel (S. 16-18), laut der ein Fremder nicht zuletzt aus humanitären Gründen Wasser, Feuer, Obdach und Auskunft über den Weg erhält. Im Sprachgebrauch der Römer wird Verbannung entsprechend mit *aquam et ignem interdicere* umschrieben (S. 17f.). Bei HOMER ist die Gastfreundschaft (*xenia*) eine Institution, die sich in der Adelsgesellschaft findet und auf Gegenseitigkeit von gleich zu gleich beruht (S. 26f.). Dies ist teilweise ein Unterschied zu späteren christlichen Grundhaltungen, obwohl auch im Neuen Testament Anspielungen auf die Gegenseitigkeit gegeben sind. So werden alle am Tisch des Herrn sitzen, die vorher Jesus aufgenommen haben (S. 161-163, bes. S. 161).

Im Abschnitt zur griechisch-römischen Gastfreundschaft in der Zeit nach HOMER geht es in weiter ausdifferenzierten Unterkapiteln um die privaten Gäste und Gastgeber (S. 34-60), um die Gastfreundschaft von Staaten und Gemeinschaften (S. 60-106), um den Straßenverkehr und die Orte zur Rast (S. 106-123) sowie um das Gastgewerbe (S. 123-156). Gleichsam als

Maxime formuliert Hiltbrunner treffend: „Die Gastfreundschaft ist ein Kennzeichen, an dem man den zivilisierten Menschen erkennt und misst.“ (S. 34) Bei der privaten Gastfreundschaft werden sowohl reiche als auch arme Gastgeber berücksichtigt. Interessant sind die Ausführungen zu den Erkennungszeichen (*symbola* oder *tesserae hospitales*), die Gastgeber und Gast kennzeichnen und ausweisen (S. 43-45). Die Gastfreundschaft steht unter dem Schutz der Götter, vor allem unter dem von *Zeus xenios* bzw. *Iuppiter hospitalis* (S. 46). Im Kapitel zur Gastfreundschaft von Staaten und Gemeinden werden vor allem die unterschiedlichen Formen thematisiert: die *Theorodokia* (Besuch von Spielen und Festen), die *Proxenie* – ein *Proxenos* vertritt Freunde und Interessen des fremden Ortes, Mahlgemeinschaften, das römische *hospitium publicum* und Patronat, die *Parochie* (Gastfreundschaft mit Zwang), militärische Zwangseinquartierungen (*hospitium militare*) sowie die Gastlichkeit jüdischer Gemeinden, wo z. B. die Abendmahlsszene JESU entsprechend interpretiert wird (S. 103f.). Inwiefern Gastfreundschaft bzw. die Parochie missbraucht werden können, macht das Verhalten des VERRES in Sizilien deutlich (S. 94f.).

Mittelpunkt des Kapitels „Der Straßenverkehr und die Rastorte“ ist der *cursus publicus*, die römische Staatspost (S. 109-123). Hier werden unterschiedliche Facetten in den Blick genommen, wie Erteilung einer *evectio* (Nutzen der Staatspost mit Wechsel der Tiere) durch eine Erlaubnis (*diploma*) oder die nicht dankbare Aufgabe eines Postvorstehers (*manceps*). Hatte dieser allerdings seine Aufgabe zur Zufriedenheit erfüllt, erhielt er den Titel *perfectissimus* und u. U. noch wichtiger damit verbunden die Freistellung von weiteren Zwangssämtern (S. 121).

Da Gastfreundschaft gleichsam als ein göttliches Gebot angesehen wurde, sind diejenigen, die sich ihre Gastlichkeit – also vor allem die Wirte – bezahlen lassen, nicht sonderlich geachtet (S. 123). Der schlechte Ruf des Gastwirts, der nicht selten als Kuppler, Weinpanscher, Dieb oder gar Mörder angesehen wurde (S. 124, 126f., 134) zieht sich durch die gesamte Zeit des Altertums bis auch noch in die Spätantike hinein (S. 208). Nicht nur die Wirte oder Wirtinnen und Angestellten

genossen eine schlechte gesellschaftliche Reputation, sondern generell war es nicht sonderlich schick, ein Wirtshaus aufzusuchen. Insbesondere Kaiser haben hier nichts zu suchen; schlechter bewertete Kaiser, wie NERO oder VITELLIUS, handeln diesem Grundsatz entgegen (S. 138). Gleichwohl muss man einräumen, dass ein Großteil der Bevölkerung auf die *cauponae*, *popinae* oder *tabernae* wegen der täglichen Nahrungsaufnahme angewiesen war. [Vgl. etwa KARL-WILHELM WEEBER, *Nachtleben im alten Rom*, Darmstadt 2004, S. 19-42, bes. S. 20f. und 25; CHRISTIANE KUNST, *Leben und Wohnen in der römischen Stadt*, Unter Mitarbeit von BETTINA KUNST, Darmstadt 2006, bes. S. 50] Gegen Ende des Kapitels geht Hiltbrunner genauer auf das Gastgewerbe in Puetoli (S. 152-154) und Ostia (S. 154-156) ein.

Im Abschnitt über das christliche Altertum wird die Gastfreundschaft vor allem geographisch getrennt in Osten (S. 165-174) und Westen (S. 174-181) betrachtet. Hier finden sich noch ausgeprägter als sonst im Buch lange wörtliche Zitate aus den Quellen. Durchgängig wird hier der hohe Stellenwert der Gastfreundschaft betont, sogar als Wille Gottes angesehen (S. 170). In der Spätantike entsteht die Institution des *Xenodocheion*. In den *Xenodocheia* werden beispielsweise unentgeltlich Pilger auf Reisen, Kranke oder Aussätzige aufgenommen. Der lateinische Begriff lautet *hospitium* oder *hospitale*, so dass der etymologische Weg zum heutigen Hospital nicht weit ist (S. 185). Wie sehr dem Verfasser das *Xenodocheion* am Herzen liegt, geht zum einen aus der Ausführlichkeit der Darlegungen hervor (S. 182-207), zum anderen aber vor allem auch durch einen Anhang im Buch hierzu (S. 211-214). Dort finden sich sogar zwei Gedichte auf das *Xenodocheion*.

Da es sich bei dem Buch von Hiltbrunner teilweise um eine Kompilation von den verschiedenen Aufsätzen und Artikeln des Verfassers handelt (vgl. S. 7), bleiben an der einen oder anderen Stelle Doppelungen nicht aus (S. 50 und 53: Piraterie auf See war straflos; S. 80f. und 90: zu befreundeten und feindlichen Gesandten in Rom; S. 49 und 94f.: zu VERRES und seinem Gastgeber JANITOR; S. 124 und 148: Wirte als Weinpanscher; S. 137 und 183: Herkunft von Wirten meistens

aus dem Orient, vor allem aus Syrien). Fehler sind kaum zu finden. Auf Seite 29 steht „Gesellschaftschicht“ statt wohl „Gesellschaftsschicht“; auf Seite 215 fehlt in Anmerkung (A.) 30 ein Hinweis auf A. 17; in A. 95 auf Seite 218 fehlt die Seitenangabe.

Diese Marginalien dürfen und wollen nicht den Gesamteindruck dafür trüben, dass Otto Hiltbrunner ein sehr lesbares und informatives Buch zur Gastfreundschaft vorgelegt hat. Als ergänzende Lektüre aus neuerer Zeit wird man vielleicht das Werk von ELKE STEIN-HÖLKESKAMP zum römischen Gastmahl [Elke Stein-Hölkeskamp, *Das römische Gastmahl*, München 2005] heranziehen können.

MICHAEL MAUSE, Arnsberg

Thorsten Krüger: Die Liebesverhältnisse der olympischen Götter mit sterblichen Frauen. Strukturanalyse und Interpretation. Hamburg (Lit Verlag) 2006 (zugl. Diss. Hamburg 2005), 135 S., EUR 14,90 (ISBN 3-8258-8708-1).

In der Einleitung (5-8) zu seiner 2005 vom Fachbereich Philosophie und Geschichtswissenschaft der Universität Hamburg angenommenen Dissertation formuliert THORSTEN KRÜGER (K.) als Ziel seiner Arbeit, die Liebesverhältnisse der olympischen Götter mit sterblichen Frauen im Zusammenhang zu erschließen und darzustellen. Mit dieser Intention verbindet sich dementsprechend der Anspruch, eine Lücke in der Forschung zu schließen, die sich in ihren Untersuchungen bislang weitgehend – und dies überwiegend deskriptiv – auf je einen Gott beschränkt habe. In Anbetracht der auffälligen Parallelen der Erzählungen über die Liebesverhältnisse erfährt das Arbeitsvorhaben eine Präzisierung im Sinne einer Herausarbeitung der Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen, d. h. einer Betrachtung nach übergeordneten Strukturmerkmalen unter Verzicht auf eine Einzelinterpretation der Mythen als Konsequenz (6).

Die Arbeit insgesamt gliedert sich in drei große Teile: „Fragestellung und Methodik“ (9-30), „Strukturanalyse“ (31-71), „Die Mädchentragödie in ausgewählter Dichtung“ (72-127) und beschließt mit einer Zusammenfassung der Ergebnisse (128-129) sowie einem Anhang zu den

benutzten Originaltexten und zur Sekundärliteratur (130-135), der angesichts der Bedeutung der behandelten antiken Dichter etwas schmal ausgefallen ist.

Nach einer sehr knappen Begründung für die Wahl des Begriffs „Liebesverhältnisse“ bietet das mit „Fragestellung und Methodik“ überschriebene 1. Kapitel einen rubrizierend angelegten Forschungsbericht. K. greift – ohne dies zu begründen – aus der Vielzahl der Deutungen der Liebesverhältnisse von Göttern fünf heraus und zeigt sich dabei mit seiner Arbeit der Interpretation von S. POMEROY (Mythen als Ausdruck patriarchaler Macht) besonders verpflichtet, da diese Position *communis opinio* sei (13). Ausführlich kommen im Anschluss Ergebnisse der Mythen- und Märchenforschung zur Darstellung – auch in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie (16), während kurze Bemerkungen zum Strukturalismus (23-24) der weiteren methodischen Absicherung dienen. Sein analytisches Instrumentarium entnimmt K. im Wesentlichen W. BURKERTS Modell der „Mädchentragedie“, deren 5 Elemente er skizziert, leicht variiert und erweitert, so dass er seinen eigenen Ansatz als „adaptierte Mädchentragedie“ bezeichnet.

Die 2. Großeinheit der Studie, „Strukturanalyse“ (31-71) weist eine gleichförmige Binnenstruktur auf. Recht kurze, einleitende Bemerkungen führen zu den einzelnen Strukturelementen hin (Königstochter, Vorbereitung, Zeugung, Reaktion, Mutterschaft/Vaterschaft, Weiteres Schicksal), gefolgt von jeweils umfangreichen tabellarischen Übersichten, die die sterblichen Frauen in alphabetischer Reihenfolge aufzählen. Hierzu ein Beispiel: Das erste Strukturmerkmal „Königstochter“ wird anhand der Beobachtungskriterien „Name/Herrschaftsbereich des Vaters“, „Attribute zur Beschreibung der Schönheit des Mädchens“, „Jungfrau?“ untersucht. Die Ergebnisse der aus den Tabellen gewonnenen Einsichten werden dann in ausnehmend komprimierter Form präsentiert. Dies fördert die Zügigkeit der Präsentation, weckt indes zugleich den Wunsch nach gelegentlich intensiverer argumentativer Absicherung, während man anerkennend die umfangreichen Belege würdigt. Insgesamt darf festgehalten werden, dass sich W. BURKERTS

Zugriffs auch in der von K. adaptierten Variante zur Erschließung des Themas als geeignet erweist, auch wenn dieser im Detail mitunter zu abweichenden Resultaten gelangt (z. B. 37; 38). In diesem Zusammenhang sei akzentuiert, dass K. sich keineswegs scheut, auch Analyseergebnisse festzuhalten, die sich dem eigenen Grundschemata als zumindest in Teilen sperrig erweisen (54). Das ist souverän. Etwas störend hingegen sind die stilistisch monotonen Hinführungen nach dem Muster „Beim ... Strukturelement geht es um...“. Der dritte und umfangreichste Teil (72-127) untersucht die „Mädchentragedie in ausgewählter Dichtung“. In unterschiedlicher Gewichtung kommen hier HOMER, HESIOD, EURIPIDES und OVID zur Sprache, ohne dass diese Auswahl eigens legitimiert wird. K. bietet zahlreiche Textstellen im Original und in (überwiegend eigener) Übersetzung. Das kommt den LeserInnen auf der einen Seite sehr entgegen, lässt indes auf der anderen Seite den Interpretationen gelegentlich doch zu wenig Raum. Was Homer und Hesiod betrifft, so wird im Gegensatz zu Euripides und Ovid lediglich das Strukturelement „Königstochter“ analysiert. Als Ergebnis kann K. zusammenführen, dass die einzelnen, nicht durch einen inneren Zusammenhang verbundenen Textstellen eine einheitliche Deutung der Mädchentragedie nicht erlauben, gleichwohl „einen guten Einblick in die Sichtweise der epischen Dichter auf die Liebesverhältnisse zwischen Göttern und sterblichen Frauen“ ermöglichen. Zudem sieht er die Wahl des Begriffes „Liebesverhältnisse“ anstelle von „Vergewaltigung“ gerechtfertigt (85).

Mit Blick auf EURIPIDES gelangt K. zu abweichenden Ergebnissen. Hier arbeitet er – zunächst durch die Interpretation einzelner Textstellen, dann anhand der Analyse der sechs Strukturelemente der „erweiterten Mädchentragedie“ - im Ion insbesondere die Spannung zwischen den bis an die Grenzen des für das Publikum Zumutbaren getriebenen Hinweisen auf die Vergewaltigungstat des Gottes (95) und der Aufhebung des Leides in einer übergreifenden göttlichen Ordnung heraus (99).

Das OVIDkapitel (101-127) besteht zu einem nicht unerheblichen Teil aus Textstellen aus den Metamorphosen und Fasten, die im Original wie

in Übersetzung geboten und z. T. durch Paraphrasen verbunden werden. Ausführlicher werden dabei die mythischen Frauengestalten Ii, Callisto, Coronis und Europa behandelt, wobei die Interpretation wieder den sechs Strukturmerkmalen folgt. Zu Semele, Dryope, Chione und Cainis äußert sich der Autor weniger umfassend, da er sie als „eine Art Anhang“ betrachtet, ihre jeweilige Geschichte indes als Bestätigung der zuvor erzielten Ergebnisse wertet: Ovid habe – auch auf Kosten der Götter – „die durchgehende Erotisierung der Mythen“ (127) betrieben, ihre religiöse Bedeutung sowie ihre genealogischen Aspekte seien für ihn nicht mehr von Interesse gewesen. Der strukturalistische Zugriff erweist sich zum Aufspüren von Gemeinsamkeiten (oder auch Unterschieden) durchaus als gewinnbringend, birgt jedoch für die Einzelausführungen die Gefahr der Verkürzung, die dann der Vielschichtigkeit und Differenziertheit eines Dichters Ovid nicht mehr gerecht wird. So wird etwa aufgrund der generell vermuteten Erotisierungstendenzen die Frage nach der Anteilnahme des Dichters zu den Vergewaltigungsopfern zu einem vom jeweiligen Leser aufzulösenden moralischen Problem erklärt (126), während Aufschluss in diesem Punkt doch gerade von einer eingehenden literarischen Analyse zu erwarten ist.

BURKHARD CHWALEK, Bingen

Giebel, Marion, Kaiser Julian Apostata. Die Wiederkehr der alten Götter, Düsseldorf 2006 (ppb-Ausgabe [Patmos] der Ausgabe Düsseldorf/Zürich 2002 [Artemis und Winkler]), EUR 9,90 (ISBN 3-491-69140-0).

Νεβίκηκας, Γαλιλαΐε sollen nach THEODORET¹ seine letzten Worte gewesen sein, als FLAVUS CLAUDIUS IULIANUS in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni des Jahres 363 n. Chr., im mesopotamischen Maranga (heute das irakische Samarra) während seines Perserkrieges von einem Speer tödlich verletzt, im Alter von nur 32 Jahren starb. War es eine feindliche Lanze, als Julian ohne ausreichende Panzerung übereilt in dem Kampf stürzte, oder die eines fanatischen Christen aus den eigenen Reihen, der eine günstige Gelegenheit nutzte, den heidnischen Kaiser zu beseitigen?

Diese Frage, die schon in den Quellen der Augenzeugen anklingt, kann auch die jetzt als Paperback erschienene Biographie des Kaisers aus dem Jahre 2002 nicht zweifelsfrei klären. Die eingangs zitierten Worte werden allerdings zu Recht der christlichen Legendenbildung zugeordnet.² Auch vieles andere in seinem Leben und politischen Handeln wird durch dieses Buch von den Vorurteilen der christlichen Geschichtsschreibung befreit, wird verständlicher und nachvollziehbarer, beleuchtet es Julian doch von einem weniger ideologischen Standpunkt aus als die GREGOR VON NAZIANZ folgende Tradition des Allgemeinwissens, die dem Kaiser den despektierlichen Beinamen APOSTATA gab. Dabei liegt der Schwerpunkt der Darstellung nach Ansicht des Rez. eindeutig bei der Persönlichkeitsentwicklung des Kaisers in seiner Jugend.

Julian war der letzte Kaiser aus dem konstantinischen Haus und hatte schon seit der Kindheit Ausgrenzung und Verfolgung erfahren. Im Alter von nur fünf Jahren, im Herbst 337, musste er miterleben, wie im sogenannten Blutbad von Konstantinopel außer seinem Bruder GALLUS der gesamte Zweig seiner Familie ausgelöscht wurde. Diese Tat, begangen in einem vom Christentum geprägten Umfeld, hat nach Ansicht Giebels Julians Verhältnis zu dieser Religion unauslöschlich geprägt (S. 21). Eine weitere Etappe auf diesem Weg stelle seine und seines Bruders sechsjährige Relegation in die Einsamkeit des *Macellum* in Kappadokien dar. GEORGIOS, Bischof des nahegelegenen Caesarea, heute Kayseri, hatte zwar die Aufgabe, die beiden Kinder christlich zu unterweisen, er ließ Julian aber auch die heidnischen Philosophen lesen und habe damit seine Abwendung von einer ihm aus dem persönlichen Erleben heraus suspekt erscheinenden Religion vorbereitet.

In den folgenden Kapiteln zeichnet Giebel diesen Entwicklungsprozess des künftigen Kaisers einfühlsam und nicht ohne Sympathie nach, indem sie die weiteren Stationen seines Bildungsweges mit den darin agierenden Personen in guter biographischer Tradition anschaulich werden lässt. Darin liegt nach Einschätzung des Rez. die größte Stärke dieses Buches, aus den persönlichen Lebensumständen heraus zu erklären, was der

Untertitel des Buches „Die Wiederkehr der alten Götter“ bedeutet.

Nach der Rückberufung aus dem Macellum führte ihn sein Weg über Konstantinopel zuerst nach Nikomedien zu LIBANIOS, über Pergamon, wo er OREIBASIOS hörte, und Ephesus mit dem Zusammentreffen mit MAXIMUS nach Athen, wo er bei PRISKOS seine philosophischen Studien vollendete, insbesondere die Kenntnisse des Neuplatonismus vertiefte. In Konstantinopel schon habe er Sol, den ursprünglichen Schutzgott Konstantins, für sich entdeckt, in Pergamon Asklepios, den er als *Soter*, Heiland und Erlöser begriffen habe (S.61), und in Ephesus sei er in die Mysterienkulte von Hekate und Mithras eingeführt worden, um nur die wichtigsten Stationen seiner religiösen Entwicklung herauszugreifen.

Mit der frühen Abwendung Julians vom Christentum, die sich zunächst heimlich vollzogen habe, entwirft Giebel zweifellos ein eher traditionelles Bild seines Weges zum Heidentum.³ Neuere Publikationen zu Julian finden ohnehin vergleichsweise geringen Niederschlag in ihrem Buch.⁴ Dies betrifft insbesondere sein Auftreten in Gallien, wo er die Region für das römische Reich sicherte und nach Giebel wegen seiner Erfolge in Paris zum *Augustus* ausgerufen worden sei. Wenig erfährt der Leser, der Julian bislang als Intellektuellen kennen gelernt hat, auch über seine militärische und verwaltungspraktische Ausbildung, die letztlich das erfolgreiche Wirken in Gallien erst ermöglichte und eine der Voraussetzungen für seine Proklamation zum Kaiser nach dem Tod des CONSTANTIUS darstellte.

Damit war dann der Augenblick gekommen, in dem er wie schon zuvor in Gallien im ganzen Reich den alten, heidnischen Götterglauben restituieren konnte. Mit Ausnahme dieses Ediktes beschränkt sich das Buch nach dem Eindruck des Rez. allerdings bei den politischen Entscheidungen zu sehr auf die Ereignisgeschichte, ohne deren Hintergründe genügend hervortreten zu lassen.

Diese Tendenz setzt sich auch in den letzten Kapiteln des Buches fort, wo alle Maßnahmen von Julians Religionspolitik, sogar einzelne Begebenheiten und seine literarische Tätigkeit eine ausführliche Darstellung erfahren, während sein

Krieg gegen SHAPUR II., der ihm letztlich den Tod brachte, wieder eher summarisch behandelt wird.

Dennoch aber, und dies sei ausdrücklich hervorgehoben, handelt es sich um ein lesenswertes und bereicherndes Buch, das nicht nur in die kurze Regierungszeit des letzten heidnischen Kaisers einführt, sondern einen anschaulichen Überblick über die gesamte Epoche bietet, die den politischen Grundstein für die Christianisierung des Abendlandes legte und auch für den Lateinunterricht immer mehr an Bedeutung gewinnt.

Anmerkungen:

- 1) Kirchengeschichte III 25
- 2) Vgl. dazu schon Th. BÜTTNER-WOBST, Der Tod des Kaisers Julian, *Philologus* 51, 1892, 561-580, wiederabgedruckt in: R. KLEIN (Hg.), *Julian Apostata*, Darmstadt (WdF 509), 1978, 24-47.
- 3) Anders K. BRINGMANN, *Kaiser Julian. Der letzte heidnische Kaiser*, Darmstadt 2004 und K. ROSEN, *Kaiser Julian auf dem Weg vom Christentum zum Heidentum*, in: *JbAC* 40, 1997, 126-46; Art. Julianus, in: *DNP* 6, 1999, 11-14 und *Julian. Kaiser, Gott und Christenhasser*, Stuttgart 2006.
- 4) Vgl. dazu im Einzelnen die Rezension von E. Kettenhofen, www.hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/beitraeger/id=15720 (Clio online), hier auch zu sonstigen Versehen und Fehlern.

MICHAEL WISSEMAN, Wuppertal

Timo Hoyer: Tugend und Erziehung. Die Grundlegung der Moralpädagogik in der Antike, Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt 2005, 280 Seiten, EUR 29,- (ISBN 3-7815-1418-8).

In seiner Einleitung beklagt TIMO HOYER (H.) zu Recht, dass der Tugendbegriff seit den 1950er Jahren aus den fachwissenschaftlichen Publikationen und auch aus der Alltagssprache mehr und mehr verschwindet. Er führt mehrere Beispiele an und weist auch auf eine Ausnahme hin: in der Moraltheologie der katholischen Kirche leben die theologischen oder göttlichen Tugenden (Glaube, Hoffnung, Liebe) weiter. Gleichwohl hielten auch im Bereich der Pädagogik wenige Forscher – wie etwa WOLFGANG BREZINKA – am Tugendbegriff fest, dessen Definition hier zitiert sei: „Tugenden sind habitualisierte Charakterdispositionen, die gerade in wertpluralistischen Gesellschaften unverzichtbar sind, um dem

Auseinanderdriften der Gesellschaftsmitglieder und der moralischen Orientierungskrise entgegenzuwirken“ (13, W. Brezinka, *Erziehung in einer wertunsicheren Gesellschaft. Beiträge zur Praktischen Philosophie*, 3. verbesserte und erweiterte Auflage, München/Basel 1993, 63). H. konstatiert mit voller Berechtigung, dass sich die historische Bildungsforschung zu wenig mit der Antike als Ursprung der Moralpädagogik befasst hat. Wenn auch zuweilen Bildungstheoretiker auf SOKRATES/PLATON und ARISTOTELES rekurrieren, so beginnen sie meistens bei den Autoren des 17. und 18. Jahrhunderts. H. versucht mit seinem Opus, dieses Desiderat zu beseitigen und analysiert die grundlegenden Gedanken antiker Autoren zu diesem Themenbereich, wobei er die Entwicklung bis zur Tugendtheorie in der Moderne verfolgt. Leider war es ihm noch nicht möglich, auf das instruktive Handbuch der Erziehung und Bildung in der Antike zurückzugreifen (Hg. Johannes Christes, Richard Klein, Christoph Lüth, *Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt* 2006).

Nach der Einleitung (9-42) widmet er sich im zweiten Kapitel der philosophischen Ethik und der moralerziehenden Philosophie (43-53). Das dritte Kapitel bietet dem Leser Untersuchungen über die Pädagogik und die Moralpädagogik (54-87) und insbesondere die Klärung der Begriffe *arete* und *virtus*. Das vierte Kapitel geht der Frage der Lehrbarkeit der Tugend nach (88-141) und kontrastiert die Position der Sophisten mit der des SOKRATES. Es werden auch nachsokratische Positionen analysiert. Im fünften Kapitel werden die Texte von PLATON und ARISTOTELES auf die wesentlichen Begriffe der moralpädagogischen Trias befragt: Anlage – Übung – Lehre (142-217).

Abweichend vom Titel befasst sich H. – berechtigterweise – mit der Tugendtheorie in der Moderne (218-251) und bettet so seine Untersuchung in einen größeren Gesamtrahmen. Die Bibliografie (7. Kapitel) beinhaltet Angaben zu den Quellen und Quellensammlungen antiker Autoren sowie die sonst herangezogene Literatur (252-280).

Hier ist nicht der Ort, alle Gedankengänge im Einzelnen nachzuzeichnen. Daher sei die

Lektüre des Buches empfohlen. Bei der Besprechung der Begriffe Anlage/Übung/Lehre geht H. zunächst auf unsystematische Gedankensplitter zum Thema ein, die bei verschiedenen antiken Autoren wie etwa bei CICERO nachzulesen sind (*de finibus bonorum et malorum, pro Archia poeta, de officiis*). Systematisch haben sich lediglich zwei Autoren mit moralpädagogischen Fragestellungen befasst: PLATON und ARISTOTELES. So schreibt H.: „Dass Platon und Aristoteles im pädagogischen Geschichtsbewusstsein alle übrigen griechisch-römischen Autoren um Längen überragen, ist leicht verständlich. Unter den überlieferten Quellen der Antike befinden sich keine pädagogischen Schriftstücke, die in systematischer und erziehungsphilosophischer Hinsicht an die Darlegungen dieser beiden Autoren auch nur annähernd heranreichen“ (157f.). Sehr ausführlich erläutert und kommentiert H. Platons Überlegungen zu Erziehung zur Gerechtigkeit, zu seinem Verständnis von Erziehung, zur Bildungsplanung und zur Körper-, Affekt- und Verstandesbildung.

Es gibt zwei für das Thema des Buches relevante Begriffe bei Platon: Die Zentralperspektive ist die Idee der Gerechtigkeit, der andere Begriff ist die Vernunft. Letztere ist für Platon die höchste und edelste Tugend, die Gerechtigkeit hingegen die umfassendste. „Niemand kann vernünftig sein, wenn sein Seelenhaushalt anarchisch, also ungerecht proportioniert ist, während ein gerechter Seelenproportz eine vernunftgeführte Subjektkonstitution einschließt“ (166). H. erinnert daran, dass Platon Gerechtigkeit anders definierte als heute üblich. Gilt heutzutage die Gerechtigkeit als eine „wertvolle Eigenschaft von Handlungen, Urteilen, Normen und sozialen Verhältnissen“ (162), bezeichnet der Schüler des Sokrates Gerechtigkeit vor allem als „einen wünschenswerten Zustand, der sich gleichermaßen auf die Grundordnung einer Gesellschaft und auf die Grundkonstitution von Personen bezieht“ (162). Ausgehend von seinen höchsten Tugendvorstellungen hat Platon ein Konzept der Erziehung vorgelegt, das zwar in sich schlüssig ist, das aber heute als altmodisch angesehen werden kann. Nach Platon sollte die Erziehung möglichst früh einsetzen, den jungen Menschen müsse die

Richtung klar vorgegeben werden, alles Hinderliche sollte ferngehalten werden. Gleichwohl war Platon davon überzeugt, dass Veranlagung und Erziehung in einem wechselseitigen Verhältnis zusammenarbeiten; nur was die Natur an „guten“ Veranlagungen mitgeliefert hat, lässt sich durch Erziehung formen und in die richtige Richtung lenken. Letztendlich sind die Veranlagung und die Erziehung gleichermaßen für die positive oder negative Entwicklung verantwortlich (*Leg.* 756E). Für Platon war es unabdingbar, dass nicht der Einzelne die Erziehung vornahm, sondern dass von staatlicher Seite eine Bildungsplanung vorgegeben und ständig überprüft werden sollte. H. sieht zu Recht hier totalitaristische Tendenzen (173). Der Staat greift in jede Kleinigkeit ein, sogar die Lektüre von HOMER verbietet Platon den Heranwachsenden, da zum Beispiel das Verhalten der Götter nicht vorbildhaft dargestellt sei (174). Immer wieder greift H. auf zentrale Aussagen der bedeutendsten Schriften Platons zurück, ordnet sie in die heutige Forschungslage ein und kommentiert sie. Man wird H. in der Einschätzung beipflichten, dass Platon zwar zahlreiche Pionierleistungen auf dem Gebiet der Moralpädagogik vollbracht hat, dass „seine pädagogische Theorie als Ganze von einer Intention beherrscht wird, die heutzutage als obsolet erscheint“ (187). T. Hoyer hat leider auf die instruktive Studie von ARBOGAST SCHMITT verzichtet: *Die Moderne und Platon* (Stuttgart 2003). Darin gelingt es dem Verfasser, Platons tatsächliche Positionen aufzudecken, die durch die Rezeptionsgeschichte verschüttet waren.

Bei der Beurteilung der Ansichten des ARISTOTELES bezieht sich H. im wesentlichen auf die Nikomachische Ethik und auf die Politik, vor allem deren achttes Buch. Nach H. bewegt sich Aristoteles in vielen Punkten auf den Spuren Platons. H. legt dar, worin Aristoteles von seinem Lehrer abweicht. Insgesamt habe Aristoteles „der Moralpädagogik ein komplexes Erbe hinterlassen“ (215). Dabei zieht H. folgenden Schluss: „Am Leitfaden seiner Unterscheidung zwischen sittlichen und kognitiven Tugenden erreicht seine Erziehungstheorie einen Differenzierungsgrad, der Maßstäbe setzt. Ein Großteil nicht nur der antiken, sondern auch der neuzeitlichen

Moralerziehungstheorien ist in methodischer wie systematischer Hinsicht dahinter zurückgefallen. Präziser als alle Theoretiker vor ihm klärt Aristoteles die Frage, wie die Rolle des praktischen Lernens, der sittlichen Gewöhnung einzuschätzen sei und welche Funktion die daran anschließende intellektuelle Bildung im Rahmen der Tugenderziehung habe“ (215).

Das gut lesbare Buch ist planvoll aufgebaut, da H. zunächst ethische Reflexionen der antiken Autoren auf sein Thema hin prüft, sich danach erst pädagogischen Gesichtspunkten widmet, um schließlich zum „mutmaßlichen Kern, der Moralpädagogik“ (41), vorzudringen. Die verwendeten Begriffe werden klar und wissenschaftlich korrekt definiert, im Falle gegensätzlicher Positionen werden diese auch angeführt und kommentiert. Der Verfasser hat die antiken Texte nicht nur genauestens studiert, sondern auch die entsprechende Sekundärliteratur herangezogen und umsichtig ausgewertet.

Fragen wie: Sind Tugenden lehrbar? Was kann durch praktische Übungen erreicht werden, was durch Belehrung? Diesen überzeitlichen Fragen geht H. in seinem Buch nach und bietet damit auch Anregungen für den aktuellen und zukünftigen Unterricht in Schulen.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

Bockisch, Gabriele / Kłowski, Joachim (Hg.), Cornelius Nepos. Attische Staatsmänner aus römischer Sicht – Themistokles, Alkibiades, Thrasybul, Bamberg: Buchners (AUXILIA 56 – Unterrichtshilfen für den Lateinlehrer) 2006, 159 S., 23 Abb., EUR 20,30 (ISBN 978-3-7661-5456-9).

Mit der Öffnung des Lateinunterrichts für andere Epochen als die klassische, goldene Latinität mit ihren speziellen Themen gewinnt auch eine Vielzahl weiterer Autoren und Genres an Bedeutung. Im vorliegenden Buch der Reihe AUXILIA – Unterrichtshilfen für den Lateinlehrer – werden drei Biographien von Persönlichkeiten vorgestellt, die die Polis der Athener geprägt haben. Die Texte sind unter einer jeweiligen Überschrift: „THEMISTOKLES und die Bewährung der attischen Demokratie“, „ALKIBIADES und die Krise der attischen Demokratie“ sowie „THRASYBUL und die Konsolidierung der attischen Demo-

kratie“ mit einer Einführung und ausführlichen Kommentierung versehen. Ein erstes Einführungskapitel stellt den Autor CORNELIUS NEPOS vor und ein fünftes Kapitel beschäftigt sich mit der Demokratie in Antike und Gegenwart. Unter diesem Titel gibt G. BOCKISCH einen prägnanten Überblick über die nach ihrer Ansicht noch nicht abgeschlossene Entwicklung der Freiheit und Selbstbestimmung des Einzelnen und der Gemeinschaft, in der er lebt. Von den von HERODOT, PLATON und ARISTOTELES entwickelten Theorien der verschiedenen Staatsformen und der Praxis der attischen Demokratie grenzt sie die *res publica Romana* ab. Nach POLYBIOS und CICERO sei der römische Staatsaufbau ein *genus rei publicae ... moderatum et permixtum tribus* (sc.) „Grundtypen: Monarchie, Aristokratie und Demokratie“ (S. 135). Allerdings vermisst der Rez. in diesem Zusammenhang Hinweise auf die Bedeutung der *virtutes*¹ und des *mos maiorum*, die tragende Elemente der römischen Staates ausmachten.

Insgesamt sind die Ausführungen über die Staats- und Erscheinungsformen der Demokratie von den Griechen bis zu NAPOLEON weit ausgreifend, dem Rez. erscheinen sie sogar als zu breit angelegt für die Themenstellung des Buches und von zu staatstheoretischer Natur. Viel Interessantes über die praktisch gelebte Demokratie im römischen Reich erfährt man hingegen beispielsweise bei K.-W. WEEBER².

Mit den Exempla der *Bill of Rights* von 1776, der amerikanischen Verfassung von 1787, der Erklärung der Rechte der Menschen und des Bürgers von 1789 und den Verfassungen von 1791/93 in Frankreich, die die naturgegebene Gleichheit aller Menschen zur Grundidee ihrer Entwürfe machten, schließt Bockisch dieses Kapitel über die Entwicklung der Demokratie in der westlichen Welt ab, aber nicht ohne darauf aufmerksam zu machen, dass es in Europa noch eines langen Weges über zwei Jahrhunderte bedurfte, „die Freiheit der Bürger in der Ordnung eines Staates zu bewahren“ (S. 150).

Im sechsten Kapitel finden sich griechische Inschriften in deutscher Übersetzung, die als Belege für den Einführungstext zu den jeweiligen Biographien dienen. Nach Ansicht des Rez. sind

sie allerdings verzichtbar, denn für die Benutzung im Unterricht eignen sie sich wenig und für den Interessierten sind sie in der einschlägigen Literatur leicht auffindbar.

Damit stellt sich dem Rez. die grundsätzliche Frage nach der Intention des Buches: Will es eine Unterrichtshilfe für den Lehrer sein, der für seinen Unterricht einen neuen Autor zu erschließen versucht, oder will es die wissenschaftliche Analyse einer zentralen Fragestellung des abendländischen Wertesystems, der Demokratie, liefern? Im ersten Fall wäre das zweifellos fundierte Kapitel über die Theorie der Demokratie und anderer Staatsformen überflüssig, im zweiten Fall ein anderer Titel und eine Ausweitung auf weitere Autoren angeraten. So aber erscheint das Buch ein wenig disparat, wie schon die aufwendigen Abbildungen auf den inneren Umschlagseiten vom Nachbau einer athenischen Triere bis zum *greenback* nahelegen, die zwar hübsch anzusehen sind, aber für den Unterricht kein Arbeitsmaterial darstellen.

Der Eindruck, dass sich die einzelnen Kapitel zu keiner geschlossenen Einheit als Buch zusammenfinden, setzt sich fort, wenn man die Einführungen und Kommentierungen zu den drei ausgewählten Biographien liest. Der Leser erfährt viele Details über den Wandel der Demokratie unter THEMISTOKLES hin zur Teilhabe der Theten an der politischen Entscheidungsgestaltung, vieles aber davon, wie ALKIBIADES alle politischen Systeme nur zu seinen Zwecken einzusetzen versuchte und wie THRASYBULOS die von Sparta gestützte Oligarchie beendete, ist zu sehr an der historischen Faktizität orientiert, ohne dass Bezüge zu den in Kapitel 6 dargestellten staatstheoretischen Darlegungen und Zusammenhängen hergestellt würden.

Ein siebtes und achtes Kapitel schließen das Buch mit einem Literaturverzeichnis und einer Zeittafel ab.

Sehr mit Recht weisen die Verf. darauf hin, dass CORNELIUS NEPOS im Gegensatz zum Verdikt der Vergangenheit für den Unterricht der Gegenwart überaus nützlich ist. Seine Sprache ist einfach, die Zusammenhänge sind leicht erschließbar, Biographien für Schüler der 9. oder 10. Jahrgangsstufe ansprechend und die Lektüre

deshalb motivierend. Ob es allerdings die von den Hg. ausgewählten sind, mag dahingestellt sein, denn die griechische Geschichte ist im Gegensatz zur Tradition des humanistischen Gymnasiums in der heutigen Zeit während der Phase der sogenannten Übergangsektüre weniger präsent. Den intendierten Beitrag zur Kenntnis von der Entwicklung der Demokratie, den das Buch in seinem Titel verspricht, leisten sie jedenfalls nur bedingt. Als Auswahl aus den Biographien des Nepos würde der Rez. deshalb eher die des Hannibal empfehlen, wenn der Autor wieder im Kanon der Schullektüre heimisch werden soll.

Anmerkungen:

- 1) Vgl. dazu D. SCHMITZ, *Moribus antiquis res stat Romana* – Römische Wertbegriffe bei christlichen und heidnischen Autoren der Spätantike, *Forum Clasicum* 46,1, 2003, 26-41.
- 2) Wahlkampf im alten Rom, Düsseldorf 2007.

MICHAEL WISSEMANN, Wuppertal

Stefan Kipf: Altsprachlicher Unterricht in der Bundesrepublik Deutschland: Historische Entwicklung, didaktische Konzepte und methodische Grundfragen von der Nachkriegszeit bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Bamberg: C. C. Buchner, 2006. Pp. 512, EUR 31,80 (ISBN 3-7661-5678-5).

[Auch wenn das Buch unseres neuen Bundesvorsitzenden bereits in Heft 1/2007 von D. Schmitz kompetent besprochen wurde, dürfte vielleicht die folgende englischsprachige Rezension aus den online erscheinenden "Scholia Reviews" ns 16 (2007) 14 für unsere Mitglieder und Leser von Interesse sein. Quelle: <http://www.classics.und.ac.za/reviews/> Die Red.]

In August last year a brilliant book appeared in Bamberg, Germany. It presents a profound analysis of a wide field of learning. STEFAN KIPF, recently called to Berlin's Humboldt University as professor of education, offers a precise and penetrating description of three aspects of the teaching of classical languages at the high schools of the German Federal Republic: its historical development, didactic concepts, and basic methodological questions. The period he discusses is the time from the end of World War II until the end of the last century. Evidently, this is not so much a guide to school organisation and teaching techniques as

an introduction into the state of the art or better, of humanism! – in central Europe.

The work is divided chronologically into two halves: first, the years from the end of the war to the end of the Sixties, and then the rest of the twentieth century. Kipf uses a vast range of material: not only learned publications in print (the fourteen most important of them are enumerated on page 13) but also statistical overviews, organisational plans by schools and by ministries of education, schoolbooks, and school reports.

The book has three main goals: to give a full picture of the dominant tendencies in the teaching of Classics in the Federal Republic of Germany, to raise the level of awareness so as to prepare a broader basis for further programmatic discussions, and to provide an orientation for teacher training, especially to enrich the understanding of problems and developments among the ranks of younger teachers.

The presentation is well organised: both halves culminate in a concise summary (pp. 170-74; 441-48); the whole book has an intelligent finale (Schlussbetrachtung, pp. 449- 55); an extensive bibliography (pp. 456-99) provides ample documentation and a guide to reading; and, finally, a general index (pp. 500-6) and an index of names (pp. 507-12) round out the work.

Kipf has some astonishing statistics: in the year 1958 in Bavaria alone no less than 48,324 pupils learned Latin and 16,539 Greek (p. 21), whereas only 11,612 took French and only 36,022 English. This is, however, half a century ago, and the present situation appears entirely different. Today, WERNER JAEGER'S 'Third Humanism' has been left behind; the picture of classical antiquity is mostly based on UVO HÖLSCHER'S understanding of it as *Das nächste Fremde* (= 'the closest foreign thing'). The traditional canon of texts to be studied is more or less still in use; the well-known central authors, such as CAESAR, CICERO, PLINY; OVID, PHAEDRUS, MARTIAL, have neither lost their position nor their importance. However, there is much more emphasis on Classical Culture than before, and translation is no longer the only activity in the classroom. There was a dramatic decline in numbers in Greek and Latin teaching (= 'ein dramatischer Ruckgang der Schülerzahlen

im Latein- und Griechischunterricht‘) at the end of the Sixties (p. 452).

On the other hand, as a key factor in the European tradition, school Latin began to include texts from late antiquity, medieval and renaissance authors, and more modern latin writers. In 2000 the overall number of Latin learners stood at 600,000 (p. 222). Latin takes third place in the league of foreign languages studied in schools with 25.8%, after English (more than 90%), French (43%), but before Spanish (3.9%), Russian (3.4%) and Italian (1.1%).

Less favourable is the situation with regard to Greek. In 2000 only 11,852 students took this language – only 0.52% (p. 224). Kipf summarizes: Since the Seventies, Greek lost its leading role in classical languages for good (p. 453).

While Kipf concentrates his research on the Federal Republic of Germany, he is nonetheless able to provide some comparative material from the former DDR (Deutsche Demokratische Republik or German Democratic Republik). For this, he mainly draws on the dissertation of MANFRED BAUDER, ‚Der Lateinunterricht in der DDR‘ (Berlin 1998). Taken together, these books provide a complete picture of the situation in relation to the teaching of Classics in the heart of Europe.

BERNHARD KYTZLER,
Foreign Languages,
University of KwaZulu-Natal
<http://www.classics.und.ac.za/reviews/>

Varia

Ein besonderes Jubiläum: 175 Jahre C.C. Buchners Verlag

Wer über den altsprachlichen Unterricht nachdenkt, dem fällt fast zwangsläufig jenes Bamberger Verlagshaus ein, dessen Lehrbücher, Textausgaben und didaktische Literatur seit Jahrzehnten weit über die fränkische Stadt hinaus den Griechisch- und insbesondere den Lateinunterricht nachhaltig geprägt haben. Wie eng die Geschichte des Verlages C. C. BUCHNER mit der Geschichte des altsprachlichen Unterrichts in Deutschland verknüpft ist, wurde am 12. Mai 2007 öffentlich dokumentiert: An diesem Tag feierte der Verlag mit einer Vielzahl von Gästen sein 175jähriges Firmenjubiläum.

JOHANN LORENZ BUCHNER (1775-1852) gründete am 12. Mai 1832 die Buchner'sche Verlagsbuchhandlung in Bayreuth, verbunden mit einer Leihbibliothek und einer Schreibwarenhandlung. Schon in dieser Zeit widmete man sich der Publikation von Schulbüchern. Bereits im Gründungsjahr erschien das erste Schulbuch unter dem Titel „Das deutsche Vaterland in mathematischer, physischer und politischer Beziehung. Für die Hand deutscher Volksschüler“ von JOHANN PFLUG aus Kulmbach. Im Alter von 65 Jahren übergab

Johann Lorenz Buchner die Leitung der Firma an CARL CHRISTIAN BUCHNER (1817-1886). 1850 verlegte C. C. Buchner die Verlagsbuchhandlung nach Bamberg, entwickelte das Verlagsgeschäft weiter und machte die Produktion von Schulbüchern zum Fundament der Firma, zunächst noch für die Volksschulen. 1854 wurde das erste Lehrbuch für den Lateinunterricht publiziert, die Grammatik der lateinischen Sprache für die Schule von LORENZ ENGLMANN, die bis 1911 achtzehn Auflagen erzielte. Nach dem Tode von C. C. Buchner im Jahr 1886 übernahmen seine Söhne FRITZ (1857-1909) und MAX (1866-1934) die Leitung der Firma, die den Verlag jedoch in erhebliche wirtschaftliche Turbulenzen stürzten. Nur durch einen Verkauf im Jahr 1883 konnte das Überleben des Verlages gesichert werden. 15 Jahre später gelang es jedoch LILLI AMENT, der ältesten Tochter von C.C. Buchner, den Verlag für die Familie zurückzuerwerben. Ihr Sohn WILHELM AMENT (1876-1956) übernahm die Geschäftsführung. Ament baute die Firma zum führenden Gymnasialverlag in Bayern aus. Auch das altsprachliche Programm wurde von Ament gezielt weiterentwickelt: Zu nennen sind die „Präparationen zur griechischen und lateinischen

Schullektüre“ (1911), ferner die Überarbeitung der seit 1891 im Programm befindlichen „Lateinischen Grammatik“ von GUSTAV LANDGRAF durch MAX LEITSCHUH (1928), die Lektüriereihe „Aus dem Schatze des Altertums“ (1932) sowie das Lateinbuch „*Fundamenta linguae Latinae*“ (1933). Unter dem Druck nationalsozialistischer Schulpolitik, die die Konkurrenz verschiedener Lehrbuchkonzeptionen, d. h. die Lehrbuchvielfalt zu beschränken suchte, wurde 1938 die bis heute existierende Latein-Kooperation mit den Verlagen LINDAUER und OLDENBOURG ins Leben gerufen. Nach dem Ende der Nazi-Diktatur erfolgte ein verlegerischer Neubeginn. Im Jahr 1949 konnte der Verlag seine Tätigkeit wieder aufnehmen. Nach dem Tod von Ament (1956) übernahm sein Schwiegersohn GÜNTER GRÜNKE (1913-1997) die Leitung des Verlags. Grünke erweiterte das Programm in den Alten Sprachen und Deutsch, setzte neue Schwerpunkte im Bereich Chemie und baute die Realschulabteilung aus. In Grünkes Amtszeit wurden für den Lateinunterricht wichtige Werke publiziert. Stellvertretend seien das Lehrwerk *Roma* (seit 1975) genannt, das sich zum Millionenerfolg entwickelte, das für die theoretische Neufundierung des Lateinunterrichts wegweisende Werk „Lateinunterricht zwischen Tradition und Fortschritt“ (3 Bände, seit 1979) von FRIEDRICH MAIER sowie die Reihen *Auxilia* (seit 1981) und *ratio* (seit 1974). Der Verlag entwickelte sich in dieser Zeit immer mehr zu einer bundesweit agierenden Größe im Schulbuchgeschäft. GUNNAR GRÜNKE (*1951), der seit dem Tod seines Vaters im Jahr 1997 die Verlagsgeschäfte führt, legt hierauf besonderes Augenmerk. Unter seiner Leitung entwickelte sich der Verlag zur Nummer 4 unter den großen Schulbuchverlagen, übrigens als einziger selbstständig und nach wie vor in Familienbesitz. Grünke trieb mit Entschlossenheit und Erfolg die Weiterentwicklung des altsprachlichen Programms voran. Hierzu gehören u. a. das Lehrbuch *Felix* (1995), sein Nachfolger *Prima* (2004), die Griechisch-Lehrwerke *Hellas* (1996) und *Kairos* (2007) sowie so erfolgreiche Lektüriereihen wie „Antike und Gegenwart“ oder „Studio“. Auch dem DAV ist der Verlag eng verbunden. Seit 1985 betreut er das Mitteilungsblatt des Verbandes verlegerisch.

Der Verlag entwickelt sich dynamisch weiter. In diesem kerngesunden mittelständischen Unternehmen sind zur Zeit 57 Mitarbeiter beschäftigt, davon sind drei im Bereich der alten Sprachen tätig.

Der Deutsche Altphilologenverband gratuliert dem C. C. Buchners Verlag zu seinem beeindruckenden Jubiläum und wünscht für die Zukunft den gebührenden Erfolg – zum Nutzen des Unternehmens und zum Nutzen altsprachlicher Bildung.

PS: Wer die Verlagsgeschichte en detail kennenlernen möchte, kann dies in einer beeindruckenden Publikation tun: Karl Klaus Walther/Klaus Dieter Hein-Mooren: C. C. Buchner – Die Chronik. 175 Jahre Verlagsgeschichte, Bamberg 2007, 190 Seiten, EUR 16,80 (ISBN 978-3-7661-0001-6).

STEFAN KIPF

Zur neuerlichen Diskussion um die Schlacht im Teutoburger Wald

Im Westfalen-Blatt Nr. 57 vom 8. März 2007 wurde die Diskussion um den Ort der Schlacht im Teutoburger Wald mit der provozierenden Überschrift „Varus wurde in Lippe besiegt“ erneut aufgegriffen. Nicht nur das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Hiddesen/Detmold, das nach der Reichsgründung 1875 unter nationalpolitischen Aspekten fertiggestellt wurde, liefert lokalpatriotischen Aktualisierungen immer wieder neuen Stoff zu gewagten Hypothesen. Zu diesem Thema einige wenige Anmerkungen aus historischer Sicht.

Der Cheruskerfürst ARMINIUS brachte 9 n. Chr. mit seinen germanischen Verbänden dem römischen Feldherrn VARUS und drei römischen Legionen eine vernichtende Niederlage bei. Der römische Geschichtsschreiber VELLEIUS PATERCULUS (II 118,2), der unter TIBERIUS 4-6 n. Chr. als Reiteroberst in Germanien gedient hatte, überliefert uns das einzig erhaltene Portrait des Arminius: „Ein junger Mann aus edlem Geschlechte, persönlich tapfer, reaktionsschnell und von weit gewandterem Geist als bei den Barbaren üblich ..., der sein Temperament im Mienenspiel und in seinen Blicken zeigte“.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass das rechtsrheinische Germanien während der Herrschaft

des Kaisers AUGUSTUS den Status einer römischen Provinz erhalten sollte. Allerdings konnte zur Zeit der Katastrophe des Varus von einer faktischen Beherrschung aller Gebiete zwischen Rhein und Elbe keine Rede sein. Im Jahre 7 n. Chr. entsandte Kaiser Augustus P. QUINCTILIUS VARUS, der vorher als Verwaltungsbeamter in den Provinzen Afrika und Syrien gedient hatte, als Statthalter nach Germanien. Varus, dem übertriebene Strenge bei der Durchsetzung des römischen Rechts- und Steuersystems zur Last gelegt wurde, hatte offensichtlich den Übergang zur römischen Provinzverwaltung forciert.

Seit langem sucht man nach dem Ort des Geschehens. Zahlreiche Vorschläge wurden gemacht (nach seriösen Angaben über 700), von Althistorikern vom Range eines THEODOR MOMMSEN bis zu Heimatforschern und Lokalhistorikern jeglicher Provenienz. Unter Fachleuten machte sich schließlich die Überzeugung breit, die Frage sei nicht zu lösen.

Auf einigermaßen sicherem Boden steht die Schlachtfeldarchäologie. Archäologische Funde verweisen auf die Kalkrieser-Niewedder Senke im Osnabrücker Land. Durch diese Senke verläuft die alte Fernverbindung zwischen dem Niederrhein und dem Mittelwesergebiet. Römische Funde sind in dieser Senke seit dem 17. Jahrhundert zweifelsfrei belegt. Aufschlussreich ist Th. Mommsens Aufsatz „Die Örtlichkeit der Varusschlacht“ von 1885. Einige der in den letzten Jahren gemachten Waffenfunde und anderer Militaria lieferten den Ausgräbern von Kalkriesen den Nachweis für die Anwesenheit römischer Truppen in diesem Gebiet. Weitere Folgerungen aus den Kalkrieser Funden wird man bei dem heutigen Stand der Forschung noch nicht ziehen dürfen.

Große Schwierigkeiten bei allen Überlegungen zur Bestimmung der Örtlichkeit der Schlacht bereiten die literarischen Zeugnisse. Hauptquelle ist und bleibt TACITUS (Annalen I 60-61). Tacitus beschreibt den Zug des GERMANICUS 15 n. Chr. zum Ort der Niederlage des Varus (*haud procul Teutoburgiensi saltu*), wo die Reste der Legionen noch unbestattet lagen und Germanicus als Akt römischer und militärischer „*pietas*“ die Gebeine der Gefallenen in einem „*tumulus*“ bestatten ließ.

Bei der Örtlichkeit der Varianischen Niederlage handelt es sich nach Tacitus um ein Gebiet, das sich vom Oberlauf der Lippe und der Ems über das gebirgige Waldgebiet des Osning bis zur mittleren Weser erstreckte. Tacitus hat offenbar den Namen einer Volksburg (Teutoburg) auf das ganze Waldgebiet übertragen. Der römische Ausdruck „*saltus Teutoburgiensis*“ liefert so keinen gesicherten Anhaltspunkt zur Festlegung der gesuchten Örtlichkeit. Die heutige Bezeichnung Teutoburger Wald ist erst spät gebräuchlich geworden: 1559 durch PHILIPP MELANCHTHON und endgültig durch den Paderborner Fürstbischof FERDINAND VON FÜRSTENBERG, der 1672 den Lippischen Wald, einen Teil des Osning, auf einer Landkarte mit dem von Tacitus genannten „*saltus Teutoburgiensis*“ gleichsetzte.

Die Unbestimmtheit der räumlichen Angabe bei Tacitus eröffnet ein weites Feld. Die Angabe des Tacitus spricht nicht zwingend für Kalkriesen, schließt aber Kalkriesen als Ort der Niederlage des Varus auch nicht von vorneherein aus. Kalkriesen als Ort der Varusschlacht wird daher zu Recht noch mit einem Fragezeichen zu versehen sein. So warnt auch der Althistoriker RAINER WIEGELS (Ausstellungskatalog Kalkriesen S. 259) vor einer vorschnellen Gleichsetzung der Kalkrieser Örtlichkeit mit dem Ort der Varusschlacht. Heranzuziehen ist neuerdings auch R. Wiegels, der das Thema unter dem Aspekt der „Erinnerungskultur“ wertet (in: Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt, München 2006, S. 503ff.).

FRANZ JOSEF WEBER, Paderborn

Konstantin der Große

Ausstellung in Trier

vom 2. Juni bis 4. November 2007

Zur Zeit zeigt das Land Rheinland-Pfalz gemeinsam mit dem Bistum Trier und der Stadt Trier die große kulturhistorische Ausstellung „Konstantin der Große“. Zum ersten Mal widmet sich eine Ausstellung in diesem Umfang dem römischen Kaiser, der Konstantinopel gegründet und die Geschichte Europas durch die Anerkennung des Christentums bis heute geprägt hat. Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten HORST KÖHLER und – im Rahmen von Luxemburg und Großregion,

Kulturhauptstadt Europas 2007 – unter der Schirmherrschaft Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs und der Großherzogin. Bereits drei Wochen nach Ausstellungsbeginn konnte der 50.000. Besucher der Ausstellung im Rheinischen Landesmuseum Trier offiziell begrüßt werden. Im Rahmen der Ausstellung gibt es eine besondere kulturhistorische Attraktion: Mit einem aufwändigen Laserverfahren wurden vom 6. bis 10. Februar 2006 in Rom erstmals die berühmten Skulpturenfragmente Kaiser KONSTANTINS in den Kapitolinischen Museen abgetastet: der große Marmorkopf des Kaisers, die riesige Hand und der mehr als zwei Meter lange Fuß. Anhand der Daten wurden originalgetreue Marmorkopien mit einer computergesteuerten Steinfräse erzeugt. Ebenfalls fertigten Archäologen, Computergrafiker, Multimedia- und Animationsspezialisten gemeinschaftlich eine virtuelle Rekonstruktion des ehemaligen Erscheinungsbildes der rund 12 Meter hohen, auf einem Thron sitzenden Monumentalstatue an. Eine solche ließ Kaiser Konstantin nach dem Sieg über seinen Gegner MAXENTIUS in der Schlacht an der Milvischen Brücke (312) anfertigen. Als Demonstration der neu errungenen Macht stellte Konstantin die Statue in der Basilika des Rivalen auf. Der 3D-Laserscan der Fragmente wurde im Auftrag des Landes Rheinland-Pfalz und in Zusammenarbeit mit den Kapitolinischen Museen in Rom durchgeführt. Zur Ausstellung erschien ein prächtiger Katalogband, der auch bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erhältlich ist. An der Ausstellung sind drei Museen beteiligt: das Bischöfliche Dom- und Diözesanmuseum, das Stadtmuseum Simeonstift und das Rheinische Landesmuseum Trier. Das modernisierte Landesmuseum ist der zentrale Ort dieser umfangreichen Ausstellung.

Rheinisches Landesmuseum Trier, Weimarer Allee 1, 54290 Trier, Tel. +49 (0)651/9774-0. Weitere Einzelheiten finden sich unter folgender Internetadresse: <http://www.konstantin-ausstellung.de/>

Rom im Jahr 312

im Panometer von Leipzig

Schon viele Lateinklassen haben diese Ausstellung besucht. Sie wurde im November 2005 eröffnet und ist noch bis Ende 2007 zu besichtigen. Es handelt sich um ein Riesenrundbild vom antiken Rom des Jahres 312. Auf einer Größe von 106 m Länge mal 34 m Höhe eröffnet sich dem Betrachter – von einem Podest in der Mitte des Bildes aus – der Blick über die gesamte antike Stadt Rom und den Einzug des Kaisers KONSTANTIN in die von ihm eroberte Stadt. Historisch handelt es sich um den 27. Oktober 312. Der Begriff „Panometer“ ist das Ergebnis eines Wortspiels. Der Berliner Künstler und Architekt YADEGAR ASISI hat die beiden Wörter Panorama und Gasometer zusammengezogen. Das Panometer ist ein umfunktionierter ehemaliger Gasbehälter, der heute als Ausstellungsgebäude für Panoramakunst dient. Mit seinem Durchmesser von über 55 Metern und seiner Höhe von knapp 50 Metern bildet das Industriedenkmal den idealen Rahmen für die monumentale Panoramakunst Yadegar Asisis.

Durch eine von ihm entwickelte Drucktechnik wirkt auf der Riesenleinwand jedes einzelne Element, jede Person, jedes Tier bis in die kleinste Detail real. Nach einem abgedunkelten Treppengang steht der Besucher dem Riesenrundbild in Horionthöhe gegenüber und erlebt eine beeindruckende Art Zeitreise in die Antike. Zusätzlich zu dem Panoramabild ist eine Ausstellung zum Leben im alten Rom zusammengestellt worden, deren Besuch sich besonders für Schulklassen lohnt. Im Panometer werden regelmäßige Führungstermine angeboten. Panometer Leipzig (Gasometer Süd-Ost), Richard-Lehmann-Str. 114, 04275 Leipzig; Öffnungszeiten und weitere Einzelheiten sind im Internet zu erfahren: <http://www.leipzig-info.net/events/romcccxi/>

A. F.

„Der Papst liebt Latein“

So lautete die Balkenüberschrift der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“ vom 8. Juli 2007 anlässlich des „*Motu proprio*“ vom 7. Juli, mit dem Papst BENEDIKT XVI. die Möglichkeiten zur Feier der römisch-katholischen Liturgie im

sog. Tridentinischen Ritus erleichterte. In diesem Zusammenhang war in manchen Medien von „Rückschritt“ die Rede. Eher wird man wohl von einer „Rückbesinnung“ auf allzu schnell preisgegebene kulturelle Schätze oder von einer „Rehabilitation“ sprechen müssen. Benedikt XVI. hat mit seinem Erlass die von JOHANNES XXIII. im Jahr 1962 approbierte Form der lateinischen Liturgie nunmehr als „*Forma extraordinaria*“ ausdrücklich bestätigt und die Möglichkeiten zu ihrer Feier erleichtert. In dem Begleitschreiben zu seinem Erlass weist er darauf hin, dass das *Missale* (Messbuch) von 1962 „nie rechtlich abrogiert wurde und insofern im Prinzip immer zugelassen blieb“. Im Erlass selbst heißt es lateinisch: „*Proinde Missae Sacrificium, iuxta editionem typicam Missalis Romani a B. Ioanne XXIII anno 1962 promulgatam et numquam abrogatam, uti formam extraordinariam Liturgiae Ecclesiae, celebrare licet.*“ Im Begleitschreiben betont Benedikt, es gebe „keinen Widerspruch zwischen der einen und der anderen Ausgabe des *Missale Romanum*. In der Liturgiegeschichte gibt es Wachstum und Fortschritt, aber keinen Bruch. Was früheren Generationen heilig war, bleibt auch uns heilig und groß; es kann nicht plötzlich rundum verboten oder gar schädlich sein. Es tut uns allen gut, die Reichtümer zu wahren, die im Glauben und Beten der Kirche gewachsen sind und ihnen ihren rechten Ort zu geben.“

Quellen: http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/motu_proprio/documents/hf_ben-xvi_motu-proprio_20070707_summorum-pontificum_lt.html und http://www.vatican.va/holy_father/benedict_xvi/letters/2007/documents/hf_ben-xvi_let_20070707_lettera-vescovi_ge.html

A. F.

Albern und überflüssig

Es ist eine alte, aber stets neue Erfahrung, die schon „Der Prediger Salomo“ um die Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr. zu Papier brachte: „Und über dem allen, mein Sohn, lass dich warnen; denn des vielen Büchermachens ist kein Ende ...“ (Kohélet 12,12). Dieser Gedanke drängt sich auf, wenn man durch die Buchabteilungen unserer Kaufhäuser geht. Bücher über alles und jedes,

neuerdings auch noch ein „Lexikon des schulischen Elends“ von einem gewissen TOM BLECH. Der Name ist „das Pseudonym eines Mannes, der seit vielen Jahren als Lehrer und in der Lehrbildung tätig ist“, wie es im Buchinnern heißt. Blech – in der Tat gilt hier das Wort „*nomen est omen*“. Schlagen wir unter L wie „Lateinunterricht“ nach, so liest man Folgendes:

„Lateinunterricht, der: Es gibt ihn, weil es ihn gibt. Und weil man am Latein so wundervoll sieht, wie eine Sprache funktioniert. Und weil man sich durch ihn das Latinum an der Uni sparen kann. Und weil man viel über die Kriege im Antiken [*sic*] lernt. Und halt, weil es ihn gibt, wie gesagt.

Ach ja, mal angenommen, Ihr Kind will später Pfarrer werden, da ist es ebenso von großem Vorteil, wenn es jetzt schon Latein kann. Dann kann es bald schon das Neue Testament im Originaltext lesen, äh, in der lateinischen Übersetzung. Oder die Tochter, die wird ja vielleicht einmal Apothekerin! Und überhaupt: „Mark Aurels Lebensweisheiten nutze ich täglich zur Meditation.“ – Ja, sehr witzig.

Was sagt dieses „Lexikon“ zum Fach Griechisch? „Hier ist das Schulfach gemeint, dass [*sic*] exakterweise Altgriechisch heißen müsste. Aber was ist schon exakt? Auf jeden Fall: G. ist ein Fach, das es nicht bräuchte, und wenn mir die Altphilologen (→ Altphilologenverband) die Reifen durchbeißen. Um zu lernen, wie eine Sprache funktioniert, um das uralte Argument, das noch immer für den → Lateinunterricht herhält, gleich zu nennen, brauchen wir G. nicht. Eben, weil jede(r) Lernende vorher ja schon Latein hatte. Wir brauchen es auch nicht, wie manche wohl bis heute noch glauben, um das philosophische Denken zu schulen, es gibt keinen solchen Qualitätsunterschied zwischen den Sprachen, und das kann man ausnahmsweise sogar beweisen. (Außerdem: So viele werden dann auch wieder nicht hauptberufliche Philosophen.) Ja, wir brauchen es nicht einmal, um in Athen ein Bier zu bestellen, denn das aktuelle Griechisch ist nun mal was ganz anderes.

Wir brauchen das Fach nicht! Schluss, aus, fertig! Angesichts dieser Tatsache ist sein Aussterben zwar wohl sicher, geht aber doch über-

raschend langsam vonstatten.“ – So weit also die geistreiche Argumentation eines Mannes, der auf dem Buchrücken als „Experte in Sachen Schule“ vorgestellt wird!

Schließen wir noch mit dem Artikel „Altphilologenverband“. Hier heißt es kurz und knapp: „Wärmestube für den sozial obdachlosen Lehrer schöngestiger Ausprägung“. – Solche Informationen bringt der Rowohlt-Verlag als Taschenbuch für 7,90 Euro unter die Leute.

ANDREAS FRITSCH

Hallesche Uni-Medizin fördert humanistische Bildung

Den folgenden Artikel haben wir dem „Informationsdienst Wissenschaft“ (idw) im Internet entnommen. Quelle: <http://idw-online.de/pages/de/news202723>

Die Medizinische Fakultät der MARTIN-LUTHER-Universität Halle-Wittenberg (MLU) vergibt ab dem Wintersemester 2008/2009 Bonuspunkte für jene Studienbewerber, die altsprachliche Kenntnisse in Latein oder Altgriechisch nachweisen können. „Damit setzen wir ein Zeichen, dass wir bei der Auswahl angehender Ärzte nicht nur auf naturwissenschaftliche Kenntnisse Wert legen, sondern auch auf die humanistische Bildung“, sagt der Dekan der Medizinischen Fakultät, Professor Dr. STEPHAN ZIERZ. Der Altphilologenverband von Sachsen-Anhalt begrüßt diese Entscheidung. Die Medizinische Fakultät setzt mit der Einführung der Bonuspunkte auch ein Zeichen in der aktuellen Debatte um Bildungsinhalte und die Bedeutung „alter“ Sprachen. Die Medizinische Fakultät der MLU zählt damit zu den ersten in Deutschland, die durch diese Maßnahme das zunehmende Interesse an den alten Sprachen unterstützt. Die Fachsprache der Mediziner ist geprägt durch Begriffe, die aus diesen beiden Sprachen stammen. „Wir fördern mit der Vergabe von Bonuspunkten Schüler, die über den Tellerrand hinausschauen“, erklärt Studiendekan Professor Dr. RAINER FINKE. Die Medizinische Fakultät betreibt damit nicht nur die Auswahl geeigneter Schüler, sondern auch die Pflege kultureller Traditionen.

Die Hochschulen in Deutschland können in Studiengängen mit einem *Numerus clausus*

– dazu gehören auch Human- und Zahnmedizin – die Studenten durch die Vorgabe bestimmter Kriterien auswählen. In Halle zählt dazu die Durchschnittsnote im Abiturzeugnis. Darüber hinaus können Bonuspunkte für Leistungskurse in den naturwissenschaftlichen Fächern Biologie, Chemie, Physik und Mathematik, aber auch in Deutsch vergeben werden. In das Bonuspunktesystem bezieht die Fakultät künftig auch Unterricht während der Abiturstufe in Latein und Altgriechisch ein. Anhand der Durchschnittsnote und der Bonuspunkte – es werden auch welche für die berufliche Ausbildung in einem medizinischen Beruf vergeben – verteilt die Medizinische Fakultät die Studienplätze in den Studiengängen Human- und Zahnmedizin.

Während des Studiums erlernen die angehenden Ärzte die „medizinische Terminologie“ und erwerben damit Grundkenntnisse und Fertigkeiten im Umgang mit der medizinischen Fachsprache. Diese dient der fachinternen Kommunikation und dem Verständnis der fachrelevanten Literatur. Die Fachsprache der Mediziner steht außerdem in einem engen Zusammenhang mit der europäischen Geschichte: Die historisch gewachsene Fachsprache transportiert auch spezifische Theorien von Gesundheit und Krankheit. Die medizinische Fachsprache besteht aus zwei Teilen: der anatomischen Nomenklatur und der klinischen Terminologie. Sie umfasst beispielsweise Krankheitsbezeichnungen.

„Latein wird als Fachsprache der Mediziner auf der gesamten Welt verstanden und ist damit in der Präzision und der Verbreitung sogar dem Englischen überlegen“, erklärt Professor Dr. ELMAR PESCHKE, der sich im Fakultätsrat gemeinsam mit Professor Dr. ANDREAS MARNEROS für die Einführung der Bonuspunkterege lung stark gemacht hat. Die im Jahr 1998 verabschiedete und heute international gültige *terminologia anatomica* geht auf die *nomina anatomica* der Pariser Nomenklatur aus dem Jahre 1955 zurück.

Der Altphilologenverband von Sachsen-Anhalt begrüßt die Einführung von Bonuspunkten für altsprachliche Kenntnisse. „Latein und Griechisch lernende Schüler sind laut wissenschaftlichen Untersuchungen auch in Deutsch, modernen Fremdsprachen und Naturwissenschaften

in ihren Leistungen überlegen“, sagt KRISTINE SCHULZ, stellvertretende Landesvorsitzende des Verbandes. Das bloße Auswendiglernen von medizinischen Fachbegriffen halte sie für „sinnentleert“. „Deshalb, aber auch wegen der im Lateinunterricht erfolgenden Werterziehung und Entwicklung von Ausdauer und Sorgfalt erscheinen mir Latein und Altgriechisch für künftige Mediziner unverzichtbar oder zumindest wünschenswert zu sein.“ HEIKE SCHMOLL sagte in einem Vortrag für den Deutschen Altphilologenverband: „Lateinunterricht ist eine gesellschaftliche Institution in Grundlagenqualifikationen, deren Transferierbarkeit auf andere Bereiche plausibel unterstellt werden darf.“

In Sachsen-Anhalt ist die Zahl der Latein und/oder Altgriechisch lernenden Schüler in den vergangenen Jahren konstant geblieben. Bei insgesamt gesunkener Schülerzahl ist statistisch gesehen ein prozentualer Anstieg zu verzeichnen.

Dipl.-Journ. CARSTEN HECKMANN,
Öffentlichkeitsarbeit der
MLU Halle-Wittenberg

Tempi passati

(zwei Textausschnitte zur Geschichte des altsprachlichen Unterrichts)

1. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff über seine Lehrer in Pforta

(Aus: Reden und Vorträge. 3. Aufl. Berlin 1913, S. V)

Das Buch habe ich unter den Namen derjenigen meiner Pförtner Lehrer gestellt, zu denen ich heute noch mit dem Gefühle derselben Unterordnung des Schülers aufschaue, wie da sie mich lobten oder strafte. Es ist etwas Herrliches um den Lehrerberuf, ganz besonders des Lehrers in den obersten Klassen der Knabenschule, wenn es nur die Schule danach ist; die papiernen Vorschriften werden dann schon auf dem Papier bleiben. Der Universitätslehrer ist dem gegenüber ganz untergeordnet; er taugt herzlich wenig, wenn er die Kommilitonen als Schüler ansieht: er kann im besten Falle der Thiasarch von Mitlernenden und Mitsuchenden sein. Aber der Lehrer, der die schlummernde Psyche weckt oder der erwachenden die ersten Flügelschläge lenkt,

ist Träger der göttlichen Kraft jenes Eros, der der Mittler ist zwischen Menschen und Göttern. Einerlei, ob diese fünf Männer uns Mathematik oder Grammatik lehrten, lateinischen Stil oder mittelhochdeutsche Verskunst; einerlei auch, ob sie mehr oder weniger pädagogisches Talent besaßen (es ließ bei dem oder jenem manches zu wünschen übrig) oder durch allerhand Menschlichkeiten anstießen oder abstießen: solche wirklichen Lehrer waren sie alle, ein jeglicher in seiner Weise, vollkommen in ihrer Vereinigung. Ich will sie hier nicht charakterisieren, aber bekennen will ich, daß ich ihnen auch für meine Wissenschaft mehr verdanke als allen meinen akademischen Lehrern zusammengenommen, so hervorragende Gelehrte und Universitätslehrer darunter waren. Aber jene Pförtner Lehrer wirkten eben nicht nur, ja nicht vorwiegend, durch den Inhalt ihrer Unterweisung, obwohl sie gar nichts hätten wirken können, wenn sie nicht alle wissenschaftlich tiefgebildete und fortarbeitende Männer gewesen wären. Sie standen vor uns als in sich gefestigte ganze Menschen, die ihren Beruf übten mit heiligem Ernste als ein von Gott übertragenes Amt in freier Freudigkeit, als die Träger eines heiligen Feuers, das sie uns in unsere Seele übertragen wollten, auf daß wir befähigt würden, dereinst, wozu und wohin auch immer Gott uns beriefe, in demselben Sinne der Freiheit und der Freudigkeit zu wirken als ganze Menschen, wie sie. Und so schaue ich zu ihnen als zu meinen Meistern auf; es verschlägt mir nichts, daß ihr leibliches Auge nicht mehr über mir wacht und diese Blätter nicht mehr lesen kann. Ich fühle mich doch unter ihrer Zensur und widme ihnen dieses Buch ganz mit dem aus Furcht und Hoffnung gemischten Gefühle, mit dem ich einst meine Dokimastika in ihren geliebten Händen gesehen habe. ... Eins aber ist gleich geblieben, die dankbare Liebe zu meinen Lehrern, oder vielmehr sie wächst nur durch die bittere Erkenntnis, daß die Schule von heute ihresgleichen weder haben kann noch haben will.

(Inzwischen hatten nämlich die alten Sprachen einschneidende Stundenkürzungen hinzunehmen gehabt, ja das Humanistische Gymnasium war als alleinige Höhere-Schul-Art entthront worden. Wilamowitz fährt fort:)

Was kann uns jener Tag anderes bringen als Abschaffung des Griechischen und Beschränkung des Lateinischen auf einen elementaren Sprachunterricht?

Mir schwebt der Wunsch auf der Lippe: möge dieser Tag bald kommen. Aber wenn ich ihn aussprechen will, so hemmt die Erinnerung an meine eigene Schule, an meine eigenen lieben Lehrer meine Zunge, gleich als wollte ich der weihevollen Stunden vergessen, in denen sie die Liebe zum Ideale in dem Herzen des Knaben weckten, als wollte ich ihnen die Treue brechen. Und auch der manchen Edelen denke ich, die jetzt noch selbstverleugnend den schweren Kampf für das Ideal, das mir heilig ist wie ihnen, als Lehrer an der verwüsteten Schule kämpfen. In der Tat, es wäre ein lästerlicher Wunsch, wenn die Verzweiflung ihn mir eingäbe, wenn ich es für unvermeidlich hielte, daß unser Volk den Bruch mit der Geschichte und der Kultur endgiltig vollzöge.

2. Latein im Irland der dreißiger Jahre

(Aus: Frank McCourt: *Angela's Ashes. A Memoir of a Childhood*. London 1996, Kap. 4.)

Der Erstkommunionunterricht

The master, Mr. Benson, is very old. He roars and spits all over us every day. The boys in the front row hope he has no diseases for it's the spit that carries all the diseases and he might be spreading consumption right and left. He tells us we have to know the catechism backwards, forwards and sideways. We have to know the Ten Commandments, the Seven Virtues, Divine and Moral, the Seven Sacraments, the Seven Deadly Sins. We have to know by heart all the prayers, the Hail Mary, the Our Father, the Confiteor, the Apostles' Creed, the Act of Contrition, the Litany of the Blessed Virgin

Mary. We have to know them in Irish and English and if we forget an Irish word and use English he goes into a rage and goes at us with the stick. If he had his way we'd be learning our religion in Latin, the language of the saints who communed intimately with God and His Holy Mother, the language of the early Christians, who huddled in the catacombs and went forth to die on rack and sword, who expired in the foaming jaws of the ravenous lion. Irish is fine for patriots, English for traitors and informers, but it's the Latin that gains us entrance to heaven itself. It's the Latin the martyrs prayed in when the barbarians pulled out their nails and cut their skin off inch by inch. He tells us we are a disgrace to Ireland and her long sad history, that we'd be better off in Africa praying to bush or tree. He tells us we're hopeless, the worst class he ever had for First Communion but as sure as God made little apples he'll make Catholics of us, he'll beat the idler out of us and the Sanctifying Grace into us.

(Anmerkung: Frank McCourt wurde 1930 in New York geboren und siedelte im Alter von vier Jahren mit seinen Eltern nach Irland um, wo er aufwuchs. In fortgeschrittenem Alter verarbeitete der Autor seine schwierige Kindheit und Jugend in dem autobiografischen Erstlingswerk (1996). Das Buch wurde mit über 6 Mio. Exemplaren zum internationalen Bestseller und brachte seinem Autor 1996 den National Book Critics Circle Award und 1997 den Pulitzer-Preis. Der Roman wurde 1999 von Alan Parker verfilmt. – In der deutschen Taschenbuchausgabe „Die Asche meiner Mutter“, btb, 8. Aufl. 1998, S. 164.)

Mitgeteilt von FRANZ STRUNZ
(franz.strunz@gmx.de)

Autoren dieses Heftes (siehe Impressum, ferner):

Dr. Burkard C h w a l e k , Dromersheimer Chaussee 31 b, 55411 Bingen

Burghard G i e s e l e r , StD, Sandhauk 8, 49699 Lindern, *Burghard.Gieseler@arcor.de*

Bernd K i e t z i g : Kontaktadresse: c/o Prof. Lind, FB Psychologie, Universität Konstanz,
78457 Konstanz, *Bernd.Kietzig@uni-konstanz.de*

Prof. Dr. Bernhard K y t z l e r , University of KwaZulu-Natal, School of Graduate Studies, MTB,
HC Campus, 4041 Durban, South Africa, *kytzler@ukzn.ac.za*

Dr. Peter L o h e , OStD a. D., Hermann-Scheffler-Str. 1, 16540 Hohen Neuendorf

Prof. Dr. Gesine M a n u w a l d , Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische
Philologie, Werthmannplatz 3, 79085 Freiburg,
gesine.manuwald@altphil.uni-freiburg.de

Dr. Michael M a u s e , StD, Werdener Hof 29, 59757 Arnsberg

Winfried S c h i n d l e r , Einhornstr. 25, 73529 Schwäbisch Gmünd

Franz S t r u n z , Andechser Weg 12, 82041 Deisenhofen

Franz Josef W e b e r , OStD a.D., Baltenweg 6, 33098 Paderborn

Dr. Michael W i s s e m a n n , Siegersbusch 42, 42327 Wuppertal, *mwissemde@yahoo.de*

Korrektur zu Heft 1/2007:

In der Liste der Autoren von Heft 1/2007 auf Seite 80 wurde versehentlich Herr GÜNTHER HOFFMANN angeführt statt des Übersetzers und Verfassers der Gegendarstellung auf S. 73 f. Richtig muss es heißen: Dr. Roland H o f f m a n n , Am Gonsenheimer Spieß 37, 55122 Mainz, *rohoffi@web.de*.

FORUM CLASSICUM auf CD-ROM

Eine Archiv-CD zu FORUM CLASSICUM und MDAV (ab 1994) kann weiterhin gegen eine Aufwandsentschädigung von EUR 10,- (incl. Porto) zugesandt werden. Sie enthält – vierteljährlich aktualisiert – sämtliche Dateien der gedruckten Ausgaben seit 1994 im Adobe®-PDF-Format zur Volltext-Recherche (vgl. dazu den Artikel in FC 4/99, 212f.). Bestellungen richten Sie bitte (wenn möglich, unter Beilage eines Verrechnungsschecks oder des Betrages in Briefmarken) an: OStR Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: *mail@ruediger-hobohm.de*. Die jeweils aktuellsten Dateien sind abzurufen unter *www.ruediger-hobohm.de*. Beachten Sie auch die Hinweise auf den Homepages des Verbandes: *http://www.altphilologenverband.de* und dieser Zeitschrift: *http://www.forum-classicum.de*.

Wichtiger Hinweis:

Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**
Prof. Dr. Bernhard Zimmermann
Am Pfarrgarten 10
79219 Staufen
Tel.: (0 76 33) 80 11 39
Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de
- 2. Bayern**
StR Harald Kloiber
Pfalzgrafenstr. 1e
93128 Regenstauf (Oberpfalz)
Tel.: (0 94 02) 76 52
harald.kloiber@t-online.de
- 3. Berlin und Brandenburg**
StD Dr. Josef Rabl
Kühler Weg 6a
14055 Berlin
Tel.: (0 30) 3 01 98 97
Josef.Rabl@t-online.de
- 4. Bremen**
Imke Tschöpe
Rackelskamp 12
28777 Bremen
tschoepe@nord-com.net
- 5. Hamburg**
OStRin Ellen Pfohl
Baron-Voght-Str. 187
22607 Hamburg
Tel.: (0 40) 82 01 32
pfohl.rudolf@freenet.de
- 6. Hessen**
StDin Christa Palmié
Hünsteinstr. 16
34225 Baunatal
Tel.: (0 56 01) 96 50 66
chr.palmie@t-online.de
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**
Christoph Roettig
Slüterufer. 15
19053 Schwerin
Tel.: (03 85) 73 45 78
ac.roettig@arcor.de
- 8. Niedersachsen**
StD Burghard Gieseler
Sandhauk 8
49699 Lindern
Tel.: (0 59 57) 96 72 97
www.NAVonline.de
- 9. Nordrhein-Westfalen**
StDin Cornelia Lütke Börding
Teplitzer Str. 20
33803 Steinhagen
Tel. (0 52 04) 64 91
c.luetkeboerding@t-online.de
- 10. Rheinland-Pfalz**
StD Hartmut Loos
Am Roßsprung 83
67346 Speyer
Tel.: (0 62 32) 8 31 77
h.loos@gmx.net
- 11. Saarland**
OStR Walter Siewert
Sulzbachtalstr. 194
66280 Sulzbach
Tel.: (0 68 97) 6 45 51
wsiewert@arcor.de
- 12. Sachsen**
Dieter Meyer
Arltstr. 8
01189 Dresden
Tel.: (03 51) 3 10 27 61
ud-mey-dd@t-online.de
- 13. Sachsen-Anhalt**
Jörg Macke
Wülperoder Straße 31
38690 Vienenburg
Tel.: (0 53 24) 78 75 81
jrgmacke@aol.com
- 14. Schleswig-Holstein**
OStD Rainer Schöneich
Kieler Gelehrtenschule
Feldstr. 19
24105 Kiel
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72
r.i.schoeneich@t-online.de
- 15. Thüringen**
Tobias Rausch
Graben 2
98693 Ilmenau
Tobias.Rausch@t-online.de

(Stand: Juli 2007)



Actio – einfach Latein lernen

Das umfangreiche Angebot an Materialien macht es möglich!



Mit Actio können Sie modernen Lateinunterricht gestalten, bei dem Ihre Schülerinnen und Schüler aktiv in die Lernprozesse eingebunden werden, Lernkompetenzen entwickeln und die Grundlagen für die künftige Lektüre legen.

Das neue Lehrwerk überzeugt auch die Eltern durch zusätzliche Arbeitshefte und die eigens für das Schülerbuch entwickelte multimediale CD-ROM.

Nutzen Sie unser spezielles Online-Werkzeug – den Textanalysator – für eine leichtere Vorbereitung der Klassenarbeiten.

Klicken Sie ins Internet: www.klett.de/extra

Schülerbücher

Actio 1	978-3-12-623110-7	€ 19,20	●
Actio 2	978-3-12-623120-6	€ 19,20	●

Schülerarbeitshefte mit separatem Lösungsteil

Actiones 1	978-3-12-623115-2	€ 10,20	●
Actiones 2	978-3-12-623125-1	€ 10,20	●

Lehrermaterial

Lehrerband 1/2	978-3-12-623130-5	€ 24,00	●
----------------	-------------------	---------	---

Software Actio multimedial, CD-ROM, PC

Einzelversion	978-3-12-623140-4	€ 21,35	●⊗
Netzwerk	978-3-12-623141-1	€ 149,00	●⊗

Ernst Klett Verlag, Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
 Telefon 0180 · 25 53 882, Telefax 0180 · 25 53 883
www.klett.de

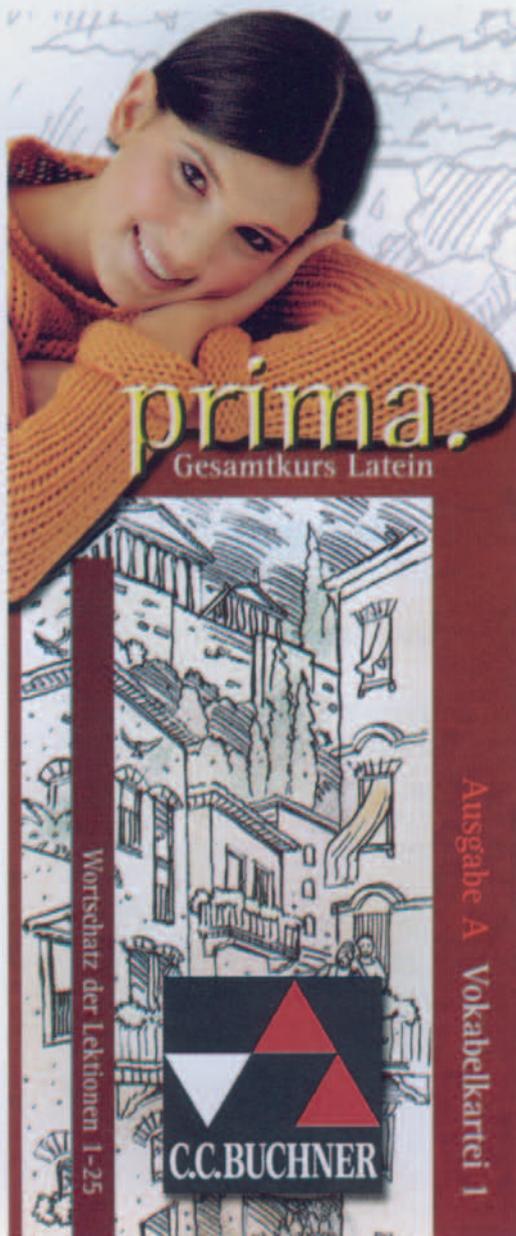


B 4044

Postvertriebsstück
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Verlag
Postfach 1269
96003 Bamberg

Deutsche Post AG



Latein?
Da hab' ich die besten Karten!

Passend zu den erfolgreichen Unterrichtswerken **Prima A** und **Felix A** gibt es jetzt intelligente kleine **Lernhelfer mit System:**

Prima A

Vokabelkartei 1, Best.-Nr. 5008, € 13,90

Vokabelkartei 2, Best.-Nr. 5009, € 13,90

Felix – Ausgabe A

Vokabelkartei 1, Best.-Nr. 5232, € 13,90

Vokabelkartei 2, Best.-Nr. 5233, € 13,90

Auch zu **Prima B** und **Latein mit Felix** sind eigene Vokabelkarteien erhältlich.

C.C. Buchners Verlag

Postfach 12 69 • 96003 Bamberg
www.ccbuchner.de • service@ccbuchner.de
Tel. 09 51/96 501 0 • Fax 09 51/6 17 74